o. germ.
1741 w
Nork

Nr. 4272.

Zeriel's

des infernalischen Schauspieldirectors

Reise

auf die Oberwelt.

Aus dessen Tagebuche mitgetheilt

von

F. Nork.

[Friedr. Korn]

[Stempel]

Leipzig,

im Verlage des literarischen Museums.

1830.

Liv 1347

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Eine Kaffeehausszene. — Erbärmliche Kritik über ein noch erbärmlicheres Theaterstück. — Wer der Recensent gewesen? — Der bezauberte Sessel. 5

Vorwort des Teufels. 26

Erstes Kapitel.

Abschieds-Audienz. — Menschwerdung. — Folgen einer Ode. — Fahrt nach Pesth. — Somnambulismus. — Trockener Reisebericht. . 37

Zweites Kapitel.

Wiedersehen. — Tragikomische Schilderung eines Priesters der Göttin Penia. — Versilberte Kritik. — Doppelzüngigkeit eines Recensenten. — Satyrische Replik. — Zustand der Bühne in Pesth. 49

Drittes Kapitel.

Der verspätete Journalartikel. — Wann und wie sollen Theater-Recensionen geschrieben wer-

Seite

den? — Der Journalist Saphir zum Erstenmale auf die Bühne gebracht. — Sophistische Vertheidigungsschrift. — Pesther Sittenspiegel. 82

Viertes Kapitel.

Drei Tage auf der Landkutsche. 111

Fünftes Kapitel.

Die Theater Wiens. — Briefwechsel. — Literarische Speculationen. 170

Sechstes Kapitel,

welches nichts als eine Bücheranzeige und eine psychologische Abhandlung enthält. 223

Siebentes Kapitel.

Reise nach Prag. — Ankunft daselbst. — Die böhmische Oper. — Die Promenade auf dem Walle. 243

Schlußwort des Herausgebers. 253

Einleitung.

Eine Kaffeehausszene. — Erbärmliche Kritik über ein noch erbärmlicheres Theaterstück. — Wer der Recensent gewesen? — Der bezauberte Sessel.

Das Schauspiel war zu Ende, die Theaterbesucher welche an diesem Abende sich in größerer Anzahl als gewöhnlich eingestellt hatten, wogten aus den engen Hallen hinaus in die hellerleuchteten Straßen, wo sich die Menge nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuete.

Ich aber eilte in das dem Theatergebäude gegenüber befindliche Kaffeehaus: „Zur Traube" genannt, um daselbst nach gewohnter Weise den Abendimbiß einzunehmen. Meinen gewöhnlichen Platz fand ich diesmal schon von einem Andern besetzt, dessen sonderbares Aeußere aber nicht geeignet schien, die Zuneigung eines Fremden auf den ersten Anblick zu

gewinnen. Sein finsteres dunkelbraunes Gesicht ward von schwarzen buschigen Augenbraunen beschattet, Haupthaar, Halsbinde und Kleider waren sämmtlich von schwarzer Farbe. Dies wahrhaft dämonische Aussehen schreckte mich keineswegs ab, mit dem räthselhaften Unbekannten ein Gespräch anzuknüpfen. Ich zweifelte nicht, daß er ebenfalls wenige Minuten vor mir das Schauspielhaus verlassen habe, denn bei meinem Eintreten hatte er erst ein Glas des nährenden Hopfensaftes aus den Händen des dienstwilligen und schnellfüßigen Kellners in Empfang genommen. Um mich zu überzeugen, ob meine Vermuthung auch gegründet sey, stellte ich die Frage an ihn, ob er auch der heutigen Vorstellung im Theater beigewohnt habe?

„Leider,“ entgegnete er in einem Tone, der Bitterkeit und Unwillen zugleich ausdrückte — „Leider gehöre auch ich zu den vielen Thoren, die ein vielversprechender Titel diesmal in das Schauspielhaus zu locken vermochte.“

„So?“ — fragte ich verwundert.

„Sie, mein Herr! scheinen sehr leicht befriedigt zu werden!“ erwiederte barsch der Schwarze, indem er mich bei diesen Worten mit durchbohren-

dem Blicke vom Scheitel bis zur Sohle maß. „Ich erwartete“ — fuhr er fort — „in diesem Georg einen Spieler zu erblicken, welcher am Rande des Abgrunds, wohin ihn seine Leidenschaft getrieben, vor der bodenlosen Tiefe zurückschaudern, und einen bessern Weg einschlagen würde. Ein solcher versöhnender Schluß wäre für manchen der Zuschauer wohlthuend gewesen, der mit derselben Geisteskrankheit behaftet, durch dies gräßliche Gemälde erschüttert, mit dem Helden des Stückes zugleich Besserung gelobte, statt mit diesem zu verzweifeln, und die schlechte Handlungsweise einem unversöhnlichen Fatum aufzubürden, das den Menschen zum Spielzeuge seiner Launen machen wolle. — Aber, der Verfasser jener Misere gefällt sich so sehr in einer übermäßigen Anhäufung von Gräuelszenen, daß er sich nicht mit dem schaudervollen Ende des Helden allein begnügt, sondern auch sein Vater wird, obgleich schuldlos, dem Tode geweiht. Wo blieb hier die sogenannte poetische Gerechtigkeit?

Es ist demnach klar, die Absicht Scribe's war unverkennbar, durch das Schaudergemälde, die nur an Gräßlichkeiten sich ergötzende, ausschweifende Phantasie des Pariser Vorstadtpöbels zu beschäftigen, nicht

aber durch eine lebendige Schilderung dieses abscheulichen Lasters manches zufällig im Parterre befindliche Opfer der Spielwuth noch zur rechten Zeit von seiner Krankheit zu heilen. Aehnliche Schöpfungen einer verwilderten Einbildungskraft überraschen zwar Anfangs durch ergreifende Situationen und stark aufgetragene Farben eine schaulustige Menge, aber diese Verblendung währt nicht lange. Mit Abscheu wendet sich die edlere Klasse nach der ersten Ueberraschung von diesen Bildern des Entsetzens weg, und verlangt nach dem Bessern. Daher geben erfahrne Directionen sogenannte Schauderstücke in raschen Wiederholungen hintereinander fort, bevor die Menge Zeit gewinnt über die Werthlosigkeit solcher Produkte nachzudenken, und sich des freigebig gespendeten Beifalls zu schämen."

Ich hatte aus Höflichkeit die Rede des Fremden bisher nicht zu unterbrechen gewagt, länger dünkte mir jedoch unmöglich, ihm nicht mit einer Frage ins Wort zu fallen. Diese war, ob er auch dem Scribeschen Drama, welches so sichtbare Wirkungen der Theilnahme auf die zahlreich versammelten Zuschauer hervorgebracht, das eben ausgesprochene Prognosticon stelle?

„Unbedenklich, und mit Grund!“ versetzte er.

„Aber mit welcher Bestimmtheit vermögen Sie dies voraus zu behaupten?“ fragte ich von Neuem.

„Weil ich“ — entgegnete er — „als Theaterdirector dieses Fach vorzugsweise verstehen muß, und sehen Sie etwa in mir einen vom gewöhnlichen Schlage vor sich?“ Diese Frage begleitete der Fremde mit einem selbstgefälligen Lächeln, welches jedoch einen mehr gräßlichen und schauderhaften denn angenehmen Eindruck in mir hervorbringen mußte als meine Augen den seinigen begegneten, denn die teuflischen Züge in seinem Antlitze traten jetzt noch greller hervor.

„Ich bin wohl der einzige Schauspielunternehmer“ — fuhr er fort — „der sich mit seiner Unsterblichkeit brüsten darf. Das Angenehmste bei der Sache ist, daß ich bisher noch nie Ursache gehabt, dies schätzbare Geschenk der Gottheit zu bereuen, denn meine Subjekte haben, so lange ich dieses Amt auch verwalte, mir dennoch nie durch Grillen, Zwistigkeiten, Kabalen und Unpäßlichkeiten das Leben zu verbittern gesucht.“

„Avec permission, Herr Director!“ — fiel ich hier ins Wort — „Sie scheinen in Ihrer Be-

hauptung wohl etwas vorschnell zu seyn, welches ich mich damit nachzuweisen getraue, daß bei uns in Deutschland allein Mehrere diesen Vorzug mit Ihnen theilen, wie namentlich: Iffland, Schröder u. a. m. Wie aber vermögen Sie mich glauben zu machen, daß Sie zu den Auserwählten gehören, da Sie sogar noch am Leben sind?"

„Ey welches tolles Zeug schwatzen Sie in die Nacht hinein?" — entgegnete der Fremde. — „Bedenken Sie doch, daß man nicht zugleich todt und unsterblich sein kann. Und glauben Sie etwa, daß ich beim Theater aufgewachsen? Ich habe in meiner Jugend in den berühmtesten Schlachten, die jemals geliefert worden, mitgekämpft. Ich focht nämlich untrr den Fahnen des Höllenfürsten gegen die himmlischen Heerschaaren, und können Sie dies Alles sehr schön in Ihrem Milton lesen, wofern in den Leihbibliotheken sein „verlornes Paradies" zu finden seyn sollte."

„Ei der Teufel!" rief ich ganz verwundert aus, indem ich dabei meinen Stuhl aus besonderer Ehrfurcht etwas weiter zurückschob — so wäre mir denn die allerhöchste Ehre zu Theil geworden, endlich einmal —"

„Den Teufel selbst zu sprechen!“ — fiel Jener rasch ein. — „Wenn Sie mich aber in jenem Gedichte nicht genannt finden, so kann Sie dies nicht im mindesten befremden. Ich hatte in dem erwähnten Feldzuge noch keine bedeutende Charge. Nebstdem ward gleich nach erfolgtem Friedensschlusse der Corporalstock von mir gegen das Szepter eines Schauspieldirectors eingetauscht. Meinen Sie aber in der That, es wäre mir so leicht geworden, mich zu diesem bedeutenden Posten aufzuschwingen, als nämlich der eines Maitre des plaisirs Sr. infernalischen Majestät betrachtet wird? Mußte ich mir doch zuvor von dem Advocatus diaboli eine Bittschrift aufsetzen lassen, worin ich Sr. allertiefsten infernalischen Majestät die früher geleisteten Kriegsdienste in Erinnerung brachte, und nicht zu erwähnen vergaß, daß mein linker Fuß durch eine feindliche Kugel eine bedeutende Blessur erhalten, und ich demnach zu jeder bürgerlichen Beschäftigung unfähig geworden. Ich fügte noch schlau genug hinzu, daß ich diese Begünstigung um so gewisser erwarte, als ich durch meine Fußwunde fest aufzutreten verhindert, folglich zum Schauspieldirector nach dem Sinne meiner Subjecte am tauglichsten wäre. Dennoch ward ich mit

meinem Gesuche abgewiesen, und ich würde das Amt welches ich gegenwärtig verwalte, nie erhalten haben, hätte ich nicht des Satans Großmutter durch einen Handkuß und noch verbindlichere Gefälligkeiten für meinen Zweck zu gewinnen gewußt. Die erheuchelte Sprache meiner Augen war beredeter als die des Mundes. Sie wendete sich gleich an Astaroth, die schönste aber auch verbuhlteste Dame am Hofe, welche über den lebenslustigen Belial alles vermag. Diesem gilt der geheimste Wunsch seiner Schönen als Befehl, und er übernahm es, meine Angelegenheit seinem Oheim dem Moloch, Minister der innern Angelegenheiten in Person vorzutragen. Auf diese Weise erhielt ich, nachdem sieben hundert sieben und siebenzig Jahre seit der Einrichtung meines Gesuches verflossen waren, das längstersehnte Decret eines Directors des königl. infarnalischen Hoftheaters. — Gegenwärtig gereicht mir der Einfluß jener alten Dame auf ihren Enkel Satan dem einzigen Recensenten der Hölle zu einem besondern Vortheile, so daß —''

,,Halten zu Gnaden, Ehrenwerthester Herr Teufel!'' — unterbrach ich plötzlich den Redner — ,,verhielt es sich wirklich so, wie jener brittische Dich-

ter uns glauben machen will, daß Ihr Bürger der Finsterniß in Euerm Aufstande gegen die Engel des Lichts schon den Gebrauch der Feuerwaffen gekannt haben solltet? Dieß geht aus Ihren eigenen Worten hervor, wofern ich die Schußwunde an Ihrem Fuße nicht als eine kleine Erdichtung —"

„Wie können Sie nur so fragen?" — versetzte der Bürger der Unterwelt — „Weiß denn nicht jedes Kind bei Ihnen, daß das Pulver eine höllische Erfindung sey? Aber Sie scheinen überhaupt von unserer unterirdischen Regierungsverfassung, Erfindungen, Künsten u. s. w. entweder sehr falsche, oder doch nur dunkle Begriffe zu haben."

„Allerdings" — entgegnete ich — „o Sie würden mich durch eine skizzirte Schilderung Ihrer Sitten und Gesetze, bürgerlichen Einrichtungen, Theater, Wissenschaften, Kunst u. s. w. sehr verbinden."

„Mit größtem Vergnügen füge ich mich Ihren Wünschen." — versicherte mich der Schwarze, und fuhr fort:

„Unser allergnädigster Herr und König ist Adramelech, in welchem Namen diese beiden Worte enthalten sind. Ueber den Adel und die Regierungsverwaltung hier in einem öffentlichen Kaffeehause

zu sprechen, wäre eben nicht sehr zu rathen. Ich will daher lieber zu dem auch bei Euch gewöhnlichen Gegenstande des Tagsgespräches, nämlich zum Theater übergehen. Wir Einwohner der Hölle halten uns durch die Vergnügungen, welche das Schauspiel gewährt, für eine andere Geisteserholung: die Lectüre schadlos, die durch eine im Reiche der Finsterniß leicht zu erwartende Censurstrenge sehr beschränkt wird. Hingegen ist unsere Bühne jeder andern auf der Oberfläche der Erde unstreitig vorzuziehen, denn der Monarch selbst verwendet große Summen auf die Erhaltung derselben, obgleich, wie Einige meinen, aus bloß politischen Gründen, damit das Volk durch einen andern Zeitvertreib gehindert werde, sich um die Staatsverwaltung zu bekümmern. Ich besitze auch wirklich in jedem Fache die ausgezeichnetsten Künstler, und wenn ihr Ruf nicht bis auf die Oberwelt gedrungen ist, so liegt dies nur an dem strengen Verbote unseres Monarchen, keine Theaterkritiken zu schreiben. Der einzige höllische Dramaturge ist Satan, dessen kritische Aufsätze in der von Lucifer redigirten „Höllenzeitung" erscheinen, und dessen darin aufgestellte Meinungen als Orakelsprüche gelten. Aber um wieder

auf unsere Schauspielkünstler zurückzukommen, so nenne ich Ihnen als die Zierde der Gesellschaft meinen trefflichen Leviathan. Würden Sie dieses seltene Genie persönlich kennen, Sie hätten Ihre Freude an ihm. Dieses sonore Organ, das mit Recht ein Orkan genannt werden dürfte, diese Mimik, diese Aktion — nein! Sie müssen selbst in die Hölle fahren, um ihn zu sehen, sein Talent gehörig bewundern zu können. Da ist nichts von jener studirten Ruhe und fein berechneten Haltung und Wendung des Körpers, womit sich Eure Heldenspieler so sehr brüsten. Nach ihm kommt Asmodi, als erster Liebhaber —"

„Wie?" — fragte ich — „ein Liebhaber, welcher hinkt?"

„Da sehen Sie abermals" — entgegnete Jener — „welche falsche Begriffe euch Menschenkindern von uns beigebracht werden. Dieser Leibesfehler ist ihm von dem Schurken le Sage bloß angedichtet worden, der wie eure heutigen Schriftsteller, auf einen lockenden Titel sinnen mußte, wenn sein Buch nicht hinken, sondern schnell abgehen sollte."

„Aber", — fiel ich ihm wieder ins Wort — „Wie kam Asmodi in die Flasche jenes Zauberers, aus

welcher ihn der spanische Edelmann hernach befreyte?"
„Je nun" — versetzte der Redner — „auch wir haben unsere kleinen Schwächen. Dies eben ist Asmodi's einziger Fehler. Er guckt zuweilen zu tief in die Flasche, aber dies giebt ihm eigentlich Glut und Leben, daß er die pathetischen Stellen mit dem gehörigen Feuer vorzutragen vermag. Wie hätte er sonst bei der uns Teufeln angebornen Häßlichkeit sich zum ersten Liebhaber aufzuschwingen vermocht?

Belphegor, dessen Schicksal auf der Oberwelt Ihnen wohl aus Ihrem Machiavelli bekannt seyn wird, spielt geplagte Ehemänner und Väter. Meister Urian gilt für unsern vorzüglichsten Komiker. Seine gelungenste Leistung ist: „Der geprellte Geitzige." Die Handlung dieser Posse geht auf der Oberwelt in Wien vor, wo eine daselbst lebende Schauspielerin um jeden Preis in der Welt sich auch literarische Berühmtheit zu verschaffen sucht. Als sie alle ihre Bemühungen vergeblich angewendet sieht, bietet sie als ihre letzte Zuflucht einem unserer Teufel ein Opfer, falls er ihren Wunsch zu erfüllen im Stande sey. Der Bürger der Hölle fährt mit Extrapost auf die Oberwelt, langt in der ersten und schönsten Residenz Deutschlands an, und läßt sich

jener Dame vorstellen. Sie fragt, welchen Preis er für seine Dienstleistung fordere? „Eine Seele, gleichviel welche“ — giebt Jener zur Antwort — „die Ihrige, oder die Ihrer Kammerzofe, für mich hat die eine denselben Werth wie die andere. Nach einem Jahre und sechs Wochen ist der Wechsel fällig.“ Der Handel ist abgemacht. Der Wucherer empfiehlt sich, die Dame setzt sich ans Pult, und schreibt in wenigen Tagen ein Spektakelstück. Des Teufels Einfluß ist sichtbar, denn das Stück fliegt von einer Bühne zur andern und gefällt durch höllisches Blendwerk. Ein Jahr verfliegt bald. Der Seelenmäkler klopft an die Thüre, wird eingelassen. Die Schauspielerin tritt ihm gefaßten Muths entgegen. „Fra Diabolo“ — redet sie ihn an — „was würden Sie sagen, wenn ich statt meiner mein eigenes Kind, meine „R ö s e l“ Ihren Händen übergebe?“ — „Tout egal Madame! c'est la meme chose!“ entgegnet freundlich schmunzelnd der Pferdefuß, und der Gimpel folgt den Kontrakt aus, welchen die Dame sogleich in den Kamin wirft. Der Teufel hat sich indeß neben ihr auf ein Sopha niedergelassen, und sucht mit der Frau vom Hause ein Gespräch anzuknüpfen. „Aber Madame“ — fragt er — „wie paßt Ihre Hand-

lungsweise zu Ihrem Rollenfache? Auf dem Theater geben Sie zärtliche Mütter, und liefern Ihr Kind der Hölle aus, um sich loszukaufen?“ — „Ey Sie loser Spötter!“ entgegnete kichernd die Bretterheldin, „es ist ja kein körperliches, sondern ein geistiges Kind meine Rösel.“ — Stumm und starr glotzt der Geprellte die schlaue Dame mit hohlen Augen an, endlich macht er seinem Schmerze mit Schillers Worten Luft: „Den Dank Dame, begehr ich nicht,“ und kehrt in Zorn entbrannt in die Hölle zurück, nachdem er die beschämende Erfahrung gemacht, daß Weiber selbst die Teufel überlisten.“

„Dieses Lustspiel“ — bemerkte ich — „gereicht dem Verfasser zur Ehre, Plan und Intrigue sind gut ausgeführt, und die Charaktere glücklich gezeichnet. Aber ich dächte, nicht Jedem und zu jeder Zeit gelingt es den Charakter und Geist einer fremden Nation richtig aufzufassen. Warum beschränken sich Euere Dichter nicht darauf, bloß Personen aus ihrer Mitte auftreten zu lassen, und die Szene des Stückes in die Hölle zu verlegen? Denn wenn Ihr Sitten und Charaktere schildern wollt, müssen auch diejenigen unfehlbar am besten gelingen, welche Ihr täglich zu beobachten Gelegenheit habt.“

„Eben die Kenntniß unsrer eigenen Sitten und Lebensweise würde den Zuschauer leicht eine verfehlte Zeichnung des Dichters bemerken lassen. Dieser handelt daher weit klüger, den Schauplatz in einem fremden Lande zu wählen, wo wir dem Poeten unbedingt auf seine Redlichkeit glauben müssen, daß er sich keine Verfälschungen zu Schulden kommen lasse.“

„Und wer ist der Verfasser dieses trefflichen Lustspiels?“ fragte ich wieder.

„Unsere Dichter nennen sich nie,“ — versetzte Jener — „denn ihnen ist es nicht um die Unsterblichkeit zu thun, deren sie ohnehin theilhaftig sind, sondern sie haben nur die Unterhaltung des Publikums als ihren einzigen Zweck vor Augen. Mißlingt ihnen zuweilen ihr lobenswerthes Streben, so thun sie, als ginge es sie am wenigsten an, wenn sie von unserm Dramaturgen Satan recensendo gerissen werden. Aber Mephistophel unser Hofbuchhändler kennt sie Alle, weil sie ihm ihre Werke in Verlag geben. Er sucht die Gelehrten selbst auf, lockt sie durch glänzende Kontrakte, sie glauben ihn sodann übervortheilt zu haben, und am Ende ist Er es, der ins Fäustchen lacht. Euer Faust kann ein Lied aus eigener Erfahrung singen.“

„Aber" — unterbrach ich abermals den Erzähler — „fühlt Ihr denn einen solchen Mangel an Gelehrten bei Euch, daß man sie von der Oberwelt holen muß?"

„Dies eben nicht" — entgegnete er — „jedoch auch in dieser Hinsicht sind wir den Adamskindern mit einem Beispiele vorangegangen, daß wir es vorziehen, Fremde mit großen Kosten zu verschreiben, als unsere eigenen Landsleute zu beschäftigen."

„Wer sind Eure Schauspielerinnen?" — „Wir bedürfen keines weiblichen Personals, und begnügen uns, wie Ihr in frühern Jahrhunderten gethan, mit jungen unbärtigen Leuten, welche Weiberrollen mit besonderm Glücke spielen. Daß sie dies vermögen, davon erzählen nicht nur euere Legenden, wie sie auf der Oberwelt bei Heiligen und Eremiten in diesen Parthien mit Beifall gespielt, sondern auch Milton giebt ihnen das Zeugniß, daß sie auch weibliche Gestalten nach Belieben annehmen können. Bei dieser lobenswerthen Einrichtung bleiben alle Kabalen und Liebschaften, Unpäßlichkeiten, Heiserkeiten, Schwangerschaften und wie die Peiniger der Theaterdirectionen sonst noch heißen mögen, gänzlich weg. Dieses Amt, welches ich zu verwalten die Ehre habe, denkt

man sich aber auch bei uns von Kränkungen und Leiden so unzertrennlich, daß mir bei dem Antritte meines Amtes der Name Zeriel (Dulder Gottes) beigelegt worden, obgleich ich fast gar keine Unannehmlichkeiten in meinem jetzigen Stande kenne."

„Wie hoch" — fragte ich abermals —" beläuft sich wohl die Gage Ihres vorzüglichsten Subjektes, Herr Zeriel?"

„Mehr als funfzig tausend Seelen des Jahrs —" entgegnete Dieser —" erhält Niemand von mir, und glauben Sie etwa, dies sey nicht Geld genug? Denken Sie nur, der erste Minister am Hofe, Se. infernalische Durchlaucht Fürst Moloch von Molochsgluten hat keinen so starken Jahrgehalt. Die jährliche Auszahlung der Gagen an die sämmtlichen Mitglieder findet bloß an dem Tage statt, wo euer Aschermittwoch ausfällt, weil zu dieser Zeit die größten Summen in die Staats-Kasse eingehen, von welcher, wie ich Ihnen bereits früher gesagt, unsere Subjecte als Hofschauspieler besoldet werden. Die Bestimmung der Gagen und deren Auszahlung bleibt meinem Kassier Herrn Mammon überlassen, der sich auf seinem Posten mit Ehren behauptet, und sich noch keine Veruntreuung bisher zu Schulden kommen ließ."

„Wer ist Ihr Souffleur?“

„Beelzebub, spottweise die Fliege genannt, seiner winzigen Gestalt wegen, daher schickt er sich auch nur in den Souffleurkasten, von wo aus er den Schauspielern jedes Wort vorsummt.“

„Aber bald hätte ich Ihren Intriganten vergessen, wie nennt sich der?“

„Eben Seinethalben“ — versetzte Zeriel — „machte ich die beschwerliche Reise auf die Oberwelt, um euere Bühnen kennen zu lernen, und den ersten besten Intriganten seinem Publikum wegzuführen. Ich habe wohl nicht zu besorgen, daß ich mit gleicher Münze bezahlt würde. Kontractbrüche sind bei uns undenkbar, denn die Hölle ist kein Fegefeuer, daß man aus ihr wieder entwischen könnte. — Der Zufall sei gepriesen, der mich diesen Abend in dem Darsteller des Danville den lange vergeblich gesuchten Intriganten, an welchem es in der Hölle noch immer mangelt, endlich finden ließ. Noch diese Nacht tritt seine Seele die Höllenfahrt mit mir an. Wundere sich daher das hiesige Publikum gar nicht, wenn es ihn künftig immer ohne Seele spielen sieht.“

Nachdem der Erzähler seine Rede geendet hatte, zog er ein ziemlich starkes Manuscript aus der Tasche, und überreichte es mir mit den Worten:

„Da Sie, mein Herr! der einzige Adamssohn sind, dem ich, weil der Zufall eben Sie zuletzt mir in den Weg führte, meinen eigentlichen Stand und Abkunft entdeckte, so will ich Ihnen auch mein Tagebuch als ein „Souvenir" anbieten. Sie werden darin meine auf der Oberwelt erlebten Abenteuer und die dadurch veranlaßten Bemerkungen aufgezeichnet finden. Verfahren Sie übrigens mit dieser Handschrift nach eigenem Gutdünken, nur gebe ich Ihnen zugleich den freundschaftlichen Rath, so lockend das Honorar auch wäre, sie dennoch nicht dem Drucke zu übergeben. Es könnten sodann Folgen eintreten, die Sie mein Souvenir als ein Geschenk der Hölle betrachten ließen, denn Sie würden dann als Herausgeber des Werkes statt meiner dem ganzen Recensentenpack zur Zielscheibe der Bosheit dienen."

Ich hatte noch eine Frage auf der Zunge, als ich sie aber an Mann bringen wollte, war dieser schon verschwunden. Ich blickte um mich, die andern Gäste waren längst nach Hause geeilt, und ich sah mich mit dem Marqueur allein im Saale, der in einer Ecke desselben vernehmlich schnarchte. Eben schlug die Wanduhr Eins, ich weckte den Schläfer und verließ das Haus.

Unglücklicherweise ist der Stuhl auf welchem der Teufel gesessen, nicht gleich bezeichnet, oder gar bei Seite geschafft worden, denn dieser erhielt an jenem Abende die geheimnißvolle Kraft, jeden Gast, der sich auf ihm niederließ, von unten auf zu Theaterkritiken zu begeistern. Und so ist es allein zu erklären, wie Leute aus allen selbst den niedrigsten Volksklassen, ihre kritischen Orakelsprüche ausströmen ließen, sobald ihre Sitztheile nur einmal mit diesem verhängnißvollen Sessel (auf welchem der Teufel Scribe's: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" recensirend gesessen) in Berührung kamen. Da ein Kaffeehaus der Sammelplatz und Zufluchtsort aller Fremden und Müßiggänger des Ortes ist, so verbreitete sich diese epidemische Krankheit auch bald in andere Länder, und wird wie die Lustseuche nie ganz ausgerottet werden können, sondern in alle fernen Zeiten zerstörend fortwirken, als ein verderbliches Geschenk der Hölle.

Uns und alle gottesfürchtigen, frommen Seelen aber wolle der Herr jederzeit vor den Anfechtungen des Bösen beschirmen und beschützen. Amen!

* * *

Da alle Heiligenlegenden und ähnliche zur Erbauung der Leser verfaßte Bücher sämmtlich übereinstimmen, daß alle Sprüche des Teufels Trug und Lüge enthalten, so faßte ich den gewagten Entschluß, das Manuscript meines mitternächtlichen Gesellschafters, ungeachtet seiner ernstlichen Warnung dennoch abdrucken zu lassen, um mich in der Folge zu überzeugen, ob der Teufel nicht auch zuweilen ehrlich denke, und die Wahrheit spreche?

Vorwort des Teufels *).

Wenn die Muse zuweilen auch die Wünsche eines Teufels erhört, welche Frucht kann man aus dieser Verbindung sich versprechen? — Ein Ungeheuer? allerdings! aber da dieses nicht einen Staubgebornen Vater nennen muß, so kommt ihm mindestens die Ehre eines Prinzen von Geblüte zu, und weil die Geburt eines solchen durch Kanonendonner dem jubelnden Volke verkündigt, und reichliches Almosen unter die Armen vertheilt wird, habe ich Sorge getragen, daß diese festlichen Gebräuche auch bei meinem Sprößlinge nicht fehlen sollten. In der

*) Aus dem Inhalte dieser Eingangszeilen zu Zeriels Tagebuche geht klar hervor, daß der Teufel voraus gewußt, wie der Herausgeber dieses Manuscriptes dasselbe, der Warnung des Erstern ungeachtet, dennoch dem Drucke übergeben werde.

That lauern und passen bereits drei geachtete *) Journalisten auf das durch den Leipziger Meßkatalog zu gebende Zeichen, um durch das Abfeuern ihres großen Geschützes die Geburt meines geistigen Kindes den freudig überraschten Inhabern der Lese-Institute zu verkünden. Was die vielen Almosen betrifft, so habe ich mich auf eine listige Weise aus der Verlegenheit gezogen. Bekanntlich muß auch ein Teufel sobald er in den Orden der Schriftsteller eintritt, das Gelübde der Armuth ablegen. Ich habe daher in mein Manuscript eine bedeutende Anzahl von Böcken eingepfercht, welche wie bei den alten Griechen die Ochsen vor der Erfindung der Münzen, die Stelle des baaren Geldes vertreten sollen. Nun steht es hungrigen Kritikastern frei, so viele Böcke zu schießen, als sie nur selbst wollen; und ich habe Grund zu glauben, daß sie Ausbeute genug finden werden, um wenigstens ein halbes Jahr von dem daraus gelöseten Honorare leben zu können, wofern

*) Vielleicht auch geächtete, denn die Schriftzüge sind so unleserlich, daß mit Gewißheit anzunehmen, die Feder sey von keiner Menschenhand, sondern von einem Pferdehufe oder einer Bocksklaue geführt worden.
Der Setzer.

sie die Beute nicht selbst verzehren, sondern in ganzen Lieferungen auf den literarischen Wochenmarkt führen. Habe ich doch auf ähnliche Weise manche Pfefferdüte an Mann gebracht, indem ich sie geschickt in einen journalistischen Frachtwagen unter andern Waaren einzuschmuggeln gewußt? So wurden meine Produkte den Lesern periodischer Blätter ins Haus gebracht, und ihnen gewaltsam aufgedrungen. Statt einer in Uhland'scher Form gehaltenen Romanze von den Liebesnöthen des Ritter Bemsen, oder der gehofften Entsagungsnovelle für emfindsame Seelen, erhielten die Herren und Damen einige Pfefferkörner, von welchen ich mehrere den Käufern dieses Buches, (in welches ich sie hie und da eingestreut,) auch zu kosten gebe, damit sie selbst zu entscheiden vermöchten, ob die Klagen der getäuschten Journalleser und Leserinnen nicht gegründet waren? — Ich besonders habe Ursache, die Einführung der belletristischen Zeitschriften in Deutschland aus allen Kräften zu loben, da ich auf diese Weise zuerst den Eintritt in die Lesewelt erhalten. Daß aber die Tugend der Dankbarkeit den Teufeln minder fremd sey als den Adamssöhnen, bezeugt die nächstfolgende mir vom Dankgefühle diktirte Abhandlung über den

Nutzen der Journalistik.

Eppur da così torbida sorgente
Spesso il suffragio publico dipende.
Da tai fonti la fama assai sovente
Regola e norma unicamente prende,
Quando al giusto, al malvagio, al vile, al prode
Distribuisce il biasmo e la lode.

Casti.

Obgleich die Ueberzahl der französischen, englischen und deutschen Journale den Nutzen derselben hinlänglich bezeugt, so halte ich demungeachtet es nicht für überflüssig in diesen Zeilen meine eigenen Ansichten über die von ihnen ausströmenden Vortheile für die gebildete Lesewelt, hier niederzulegen.

Es ist wohl Niemand unbekannt, daß die ersten Zeitungen, welche Europa zu sehen bekam, eine politische Tendenz hatten, deren Bedürfniß durch den Wunsch der Menge nach Kriegsnachrichten geweckt ward. Man will daher vermuthen, daß das krieg- und streitsüchtige Verfahren unserer Federhelden den Literatur- und belletristischen Zeitungen die Entstehung gegeben. — Dieser Schluß ist jedoch grundfalsch, denn es liegt klar am Tage, daß die gelehrten Hahnenkämpfe einen weit edleren Zweck haben, als durch diese Katzbalgereien die Lachlust eines müssigen

Publikums zu erregen. Es wäre sogar ein Leichtes zu beweisen, daß ein solches Verfahren nur eine versteckte gegenseitige Anpreisung ihrer Werke wäre, weil wir aus Erfahrung wissen, daß die Felder durch Bewerfen mit Dünger an Fruchtbarkeit zunehmen, und der Wachsthum der Pflanzen durch öfteres Beschneiden von der Scheere des Gärtners merklich befördert wird; und folglich umgekehrt die jetzt so häufig werdenden Lobhudeleien nur dazu dienen sollen, die Leute durch die entstehenden Gegenreden auf die getadelten Bücher aufmerksam zu machen, und sie im Selbstdenken zu üben. Denn wer könnte sich so sehr täuschen, zu glauben, daß diese Männer, die auf der journalistischen Ruderbank sitzen, so unverschämt seyn sollten, dem geehrten Publikum ihre eigenen Ansichten und Meinungen aufzudringen?

Es ist daher eine grundfalsche Behauptung, daß unsere kritischen Journale nur Fisch- und Gemüsemärkte wären, wo sich die Gelehrten wie Höckerinnen einander beschimpfen, oder gegenseitig Einer des Andern Kohl anpreiset. Ich würde demjenigen schlechten Dank wissen, der mich aus den süßen Wahne reißen wollte, daß Eintracht nicht auch unter Autoren statt finde, und Neid und Mißgunst ihnen fremd

wären? Ein Menschenfreund macht mit Vergnügen diese Bemerkung, und freuet sich, daß unser unsystematisches Jahrhundert doch noch Ein System in Ehren halte, nämlich: das Lobhudelsystem, welches schon Horaz mit den Worten anempfiehlt:

„Hanc veniam damus petimusque vicissim!“

Da Niemand ein Buch mit größerer Aufmerksamkeit liest, als der Verfasser selbst, so sind Selbstkritiken nicht nur verzeihlich, sondern sogar löblich und den Recensionen eines Andern vorzuziehen, weil hier der Verdacht wegfällt, als ließe sich eine bezahlte Stimme, oder die der Mißgunst vernehmen; und da — nach Jean Paul — Vorreden in Büchern vom Leser gewöhnlich überschlagen werden, so finde ich den Gebrauch der Selbstkritiken sogar nothwendig, da sie in Journalen dem für seine eigene Belehrung so gleichgültigen Leser mit Gewalt aufgedrungen werden, während der Redakteur die Pränumerationsgelder von seinen Abonnenten schon im Voraus einkassirt hat, und diese für ihr Geld doch Etwas lesen wollen.

Aber nicht nur die gleißenden, sondern auch die beißenden Kritiken sind höchst nothwendig zum allgemeinen Besten, denn da die Weisheit des

Schöpfers es eingerichtet, daß eine Thiergattung, deren zu starke Fruchtbarkeit beschwerlich fallen möchte, einer andern zur Speise dient, so lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß recensirende Ichneumons, welche es in der wahren Bedeutung des Wortes sind *) die allzustarke Vermehrung unserer Schriftsteller-Krokodille dadurch verhindern, daß sie die Fortpflanzung dieser Gattung von Amphibien (denn sie befinden sich sowohl in Trockenen als im Wasser in ihrem Elemente) dadurch vermindern, daß sie deren Eier als den schmackhaftesten Fraß aufsuchen, dem gefürchteten Thiere selbst aber, da ihm seines schuppigen und (mit Arroganz) gepanzerten Aeußern wegen mit den Pfeilschüssen der Kritik nicht beizukommen ist, dadurch den Tod bringen, daß sie, wenn es sich im schlafenden Zustande befindet, ihm in den offenen Rachen kriechen, und ihm die Leber (oder das Herz) abfressen.

Da das Theater einen Zweig der Literatur bildet, so ist es billig, daß ein nicht geringer Theil der Tagesblätter die Leistungen der Schauspieler, Sän-

*) Ichneumon ein griechisches Wort bedeutet Aufpasser. A. d. H.

ger und Tänzer zum Gegenstande der Berichterstattungen macht, indem die Breterwelt eine Welt im Kleinen ist, und Weltereignisse der eigentliche Stoff aller Zeitungen sind. Könige auf der Schaubühne haben mit manchen auf der Weltbühne sogar die Kunst gemein, ihre Bewunderer in die angenehmste Täuschung zu versetzen, und Beide verdienen für ihr gutes Spiel die Anerkennung ihrer Verdienste in öffentlichen Blättern. Nur ist ihnen nicht genug ein aufmerksames Studium ihrer Rollen zu empfehlen, denn sobald sie ihren Einbläsern im Kabinette oder Souffleurkasten zu nahe treten, oder diese ihren Majestäten die Worte zu vernehmbar in den Mund legen, ist das Illusionsvermögen geschwächt, und die Achtung bei dem kritischen oder politischen Zuschauer der Bühnen- oder Staatsereignisse für immer verscherzt. Hier ist der Nutzen der journalistischen Kritiken unverkennbar, weil deren jederzeit geschwungene Geissel dem Künstler ein besseres Memoriren und Einstudieren seiner Rollen nothwendig macht, und wem sonst als dem recensirenden Areopagus, welcher wie der Athenienfische nur im Finstern richtet, haben wir es zu danken, daß manches Rollenfach an den meisten Bühnen so gut besetzt ist? Wir wol-

len hier nur als Belege die Liebhaber und Liebhaberinnen, komischen Alten, Intriganten und geschwätzigen Weiber anführen, welche den, Schauspielern so oft gemachten Vorwurf, als sey im bürgerlichen Leben ihre Handlungsweise, wie die mancher Kanzelredner mit ihren vor den versammelten Zuhörern geäußerten Gesinnungen auf den Bretern nicht im Geringsten übereinstimmend, durch ihr Verfahren außer dem Theater gründlich widerlegen.

Der ernste und feierliche Ton mit welchem Darstellungen auf Stadt- und Kriegstheatern besprochen werden, zeigt nicht nur von welchem Einflusse beide auf die sittliche Bildung der Völker sind, sondern auch, wie sehr die Chinesen und andere asiatischen Völker zu bedauern, welche Schauspieler, Sänger und Tänzer nicht zu der geehrtesten, sondern verachtetsten Volksklasse zählen, und überhaupt nichts von Tageblättern wissen, deren Wichtigkeit dem gebildeten Deutschen so groß erscheint, daß nicht nur Männer, sondern wie bei einem öffentlichen Landsturm sogar Weiber und Kinder Antheil nehmen, wie dies nicht nur die vielen Modezeitungen,

sondern auch Spindlers „Damenzeitung" und Ziehnerts „Jugendzeitung hinlänglich bezeugen.

Schwerlich giebt es eine Klasse von Lesern, die nicht in den meisten jetzt erscheinenden Zeitschriften Etwas für ihren Gaumen fände. Ein modernes Zeitblatt ist einem zweckmäßig beladenen Frachtwagen gar nicht unähnlich, wo die gewichtigsten Artikel als Erzählungen, historische, Biographische und Reiseberichte in der Mitte, die leichtern Frachtstücke aber an beiden Enden aufgepackt sind. Wir wollen darunter zu Anfange des Blattes die lyrischen Stoßseufzer eines mondsüchtigen Jünglings über den von seiner wirklichen oder idealischen Dulcinea erhaltenen Korb verstanden haben. Zu Ende vor dem Wagensitze des journalistischen Automedon ist aber ein eben so leichter als seichter Artikel: „Nachrichten über die meisten Modethorheiten und Bühnenberichte aus den vorzüglichsten Residenzen Europa's" angebracht. Der redigirende Wagenlenker hauet mit seiner satyrischen Peitsche in die Luft, welches mit dem monotonen Knarren des Censur-Hemmschuhs, — besonders wenn es mit dem Witze bergab geht — vereinigt, eine Disharmonie hervorbringt, die ihres Gleichen sucht.

Für die schreibende Klasse dürfte der Nutzen der Journalistik noch weit ergiebiger als für die lesende seyn, denn Tagsblätter lassen sich — abgesehen von den darin enthaltenen Kritiken und Bücheranzeigen — als eine fast täglich wiederkehrende Büchermesse betrachten, und dürften jungen angehenden Schriftstellern, denen für ihre Erstgebornen sich kein Verleger als Gevatter findet, als Stufenleitern zur Ersteigung des Helicons dienen, während deren Produkte den Journal-Lesern, gleichviel mit oder ohne deren Einstimmung vorgelegt werden. Wie lobenswerth diese Anstalt in meinen Augen erscheint, beweiset dieser Aufsatz zur Genüge, welchen, wie ich im Eingange bemerkt, mir die Dankbarkeit für den Erfinder derselben in die Feder diktirte.

Erstes Kapitel.

Abschieds-Audienz. — Menschwerdung. — Folgen einer Ode. — Farth nach Pesth. — Somnambulismus. — Trockener Reisebericht.

„Sie sind demnach fest entschlossen, die Oberwelt zu bereisen?“ fragte mich huldreichst Se. infernalische Majestät.

„So ists!“ — versetzte ich — „und darf ich anders handeln Ew. Majestät, wenn an einem Hoftheater keine Lücke zum Vorschein kommen soll? Ist die Nothwendigkeit einen tauglichen Intriganten für unsere Bühne anzuwerben, nicht fühlbar genug? Und bieten die sogenannten Kunstfreunde doch ohnehin ihren ganzen Scharfsinn auf, an meinem Institute Mängel zu entdecken.“

„Ihr Eifer für die Kunst ist lobenswerth“ — entgegnete Adramelech. — „Uebrigens werden

Sie auf Ihrer Reise oft zu bemerken Gelegenheit erhalten, daß auch Hofbühnen nicht von Mängeln ausgenommen sind. Aber haben Sie auch bedacht, Zeriel, welchen Gefahren Sie sich durch die vorzuhabende Reise aussetzen? Sie wollen unter die Menschen? Gewiß! Sie würden von Ihrem Vorsatze abstehen, wenn sie das Wort: Mensch! in seiner wahren Bedeutung kannten. Diese Wesen, die einzigen Geschöpfe Gottes, welche sich untereinander selbst aufreiben, gegen ihre eigenen Brüder wüthen, (ein Uebermaß von moralischer Verderbtheit, welches den Bürgern der Hölle noch fremd ist,) diese werden ihren angebornen Erbfeinden den Teufeln wohl noch schlimmer mitspielen. Wahrlich das Schicksal eines Belphegor und mehrerer andern dummen Teufel, welche sich auf die Oberwelt wagten, sollte ihnen zum abschreckenden Beispiel dienen."

„Sire!" — rief ich aus — „mein Entschluß ist fest. Ich komme mit einem neuen Komödianten, oder nicht mehr wieder."

Die Audienz war zu Ende. Meine Kutsche vor welcher ein paar stattliche Drachen gespannt wa-

ren, hielt an der Höllenpforte, und ein Haufen neugieriger Teufel, lauter Tisch- und Zechfreunde, mit welchen ich manche Armen-Sünderseele verschmauset hatte, stand um den Wagen, um mir das letzte Lebewohl nachzurufen.

Endlich rollte die Kutsche davon. Bald befand ich mich an den Gränzen des Höllenreiches, woraus kein Wanderer mehr zurückkehrt. Zur rechten Zeit bedachte ich, daß es meinen Augen, die von je an die Finsterniß der Hölle gewöhnt waren, nicht zuträglich wäre, wollte ich plötzlich in einem hell erleuchteten Lande meinen Aufenthalt nehmen. Ein Reich, wo die Finsterniß mit dem Lichte im steten Kampfe, und das, wie ich mir von gereis'ten Teufeln erzählen ließ, auf der Oberwelt fast aller Orten anzutreffen, mußte als ein wohlthätiges clair-obscur mir am meisten zusagen, bis ich etwas mehr an das Licht gewöhnt, auch hellere Staaten zu besuchen im Stande seyn würde. — Ferner erinnerte ich mich in unsern Reisebeschreibungen gelesen zu haben, welchen Gefahren ein ehrlicher Teufel ausgesetzt sey, wenn er in den Leib eines Christen gefahren, denn wandelt ein Christenleib auf seinen zwei Füßen in eine Kirche, so wird der Inwohner no-

lens volens sein Quartier zu räumen gezwungen. Darum hielt ich für besser den Leib eines Juden zu meinem Wohnsitze zu wählen, denn dieses Volk ist ja zum Dulden geboren, und kömmt niemals in die Nähe von Weihwasser, Kreutzen, und andern ähnlichen Dingen, die einer Teufels-Constitution so gefährlich sind. Ich beschloß daher bei meinem Erscheinen auf der Oberwelt die Niederkunft einer jüdischen Hausmutter abzuwarten, um eiligst in dem Körper ihres Säuglings für die Zukunft meine Wohnung aufzuschlagen.

Meinen Geburtsort verschweige ich aus dem einfachen Grunde, damit mir einst wie einer gewissen Theaterprinzessinn die Ehre widerfahren möchte, daß sich mehrere Städte darum stritten, in welcher von ihnen ich das Licht der Welt zuerst erblickt haben sollte? Meine ersten Jugendjahre zeichneten sich durch kein bedeutendes Ereigniß aus. Der einzige Vorfall welcher seiner Folgen wegen erwähnt zu werden verdient, ist, daß durch eine Ode, in welcher ich den Bauch eines Rectors zu verherrlichen gewagt, mir nicht nur der fernere Besuch des Gymnasiums ver-

weigert, sondern mir auch die Aufnahme in allen andern ähnlichen Lehranstalten meines Vaterlandes erschwert wurde, weil das crimen laesae alvi, dessen ich mich schuldig gemacht, überall in vielen Abschriften verlesen wurde.

Ich sollte mich nun nach dem Ausspruche meiner Verwandten einem ernsten bürgerlichen Berufe zuwenden, aber das einförmige Philisterleben begann etwas drückendes für mich zu haben, und ich strebte:

„Hinaus in das feindliche Leben."

Da fügte es sich denn, daß einer der Schicksalsboten, die Tod und Leben, Glück und Jammer den Sterblichen bringen, mir einen Postbrief aus Pesth von einem dortigen Freunde überbrachte. Dieser ein Jugendgespiele von mir, war kurze Zeit vor meinem Exil dahin gereiset, um der Göttin Penia zu entfliehen, die ihm mit ihren Liebkosungen beschwerlich zu werden anfing. Sie konnte ihre Anhänglichkeit an diesen Sterblichen nicht besser bezeugen, als daß sie die weite Reise nicht scheute, und ihrem Geliebten selbst in das Land folgte, wo Paprika*) in Ueberfluß

*) Eine pfefferartige Frucht von rother Farbe, die in Ungarn zur Würze der Speisen verbraucht wird.

wächst. Diese Verhältnisse des guten Apist waren mir bisher unbekannt geblieben, desto umständlicher war der abwesende Jugendfreund von meinem Schicksale unterrichtet worden. Der Inhalt seines Briefes enthielt daher einen freundschaftlichen Rath, meine Vaterstadt zu verlassen, und ihm in ein Land nachzufolgen, daß nicht sowohl wegen der Unschuld seiner Bewohner ein zweites Arcadien genannt zu werden verdiente, als vielmehr wegen der dortigen Seltenheit eines Metalles, daß nur Jammer und Unheil unter die Menschen zu bringen pflegt, und er erbitte sich bloß als naturhistorische Seltenheit einige Stücke dieses Metalles, die ich ihm vorläufig als Vorboten meiner baldigen Ankunft durch Postwagen überschicken sollte, damit er durch deren Vorzeigung einige ungläubige Gläubiger belehren und bekehren könnte. Ferner, thäte ich wohl daran, wenn ich die Fortsetzung meiner Studien wünschte, sobald als möglich dem von ihm geliebten Gegenstande nachzufolgen, denn er kenne einen dortigen Gymnasial-Professor, in dessen Herz die Pfeile des habendi-Cupido leichter einzudringen vermöchten, als in jenen, welche die Professoren meiner Vaterstadt mit sich herumtrugen. Ich zweifelte nicht länger, daß

die uneigennützigste Freundschaft dem guten Apist diesen Brief diktirt habe, und pries mich als einen neuen Pylades, der seinen Orest gefunden, ließ mir jedoch nicht im geringsten träumen, daß Apist nur insofern mit dem Sohne der Clytemnestra verglichen werden konnte, als auch ihm die Schuldgöttinnen stets auf den Fersen folgten.

Seit dem Empfange des Briefes bis zur Abreise verflossen nur zwei Tage. Die ersten Stationen meiner Fahrt dürfen freilich nicht genannt werden, wenn die Nachwelt über meinen Geburtsort in Ungewißheit bleiben soll. — In Preßburg angelangt ward ich in den Gasthof zum grünen Baum gewiesen, wo die meisten Reisegelegenheiten nach Pesth zu erforschen sind. Ein breitschultriger Magyar bot mir seine Dienste an, welche ich mit Freuden annahm, da er am folgenden Morgen abfahren wollte, und Preßburgs Bewohner und Umgegend nicht besonders geeignet sind, Fremde auf länger als einen Tag an diesen Ort festzuhalten.

Als Aurora mit ihren Rosenfingern die Pforten des neuen Tages geöffnet, standen meine Reisege-

fährten bereits um den Wagen. Diese waren eine pockennarbige Dame in jenem Alter, welches man bei Männern das beste nennt, und ein Officier der Artillerie, der bis Comorn uns Gesellschaft leisten sollte. Die Heterogenität unserer Charaktere legte uns ein pythagoräisches Stillschweigen auf, welches nach dem unerforschlichen Willen des Schicksals noch an demselben Nachmittage durch einen neuen Reisegesellschafter unterbrochen werden sollte, der in dem Dorfe Zerdahell, wo wir das Mittagsmahl einnahmen, unserer kleinen Karavane sich anschloß. Er war Besitzer eines Bauernhofes in demselben Dorfe, ein wohlbeleibtes Männchen, das durch die Beweglichkeit seiner Zunge unsern Ohren viel zu schaffen machte. Er war ein lebendiges Verzeichniß aller Korn- und Haferpreise, und konnte bis auf einen Pfennig den Werth eines Mastochsen taxiren, indem er dabei eine specielle Berechnung der Haut, des Fettes und der Hörner gewissenhaft nachschickte, um die richtige Angabe der Hauptsumme seinen Zuhörern zu beweisen. Sein Unterricht hatte nur das Unannehmliche für uns, daß er im Feuer des Vortrags mehr Schnupftabak in die Nase führte, als diese zu fas-

sen vermochte, und so blies ein schalkhafter Zephyr uns ganze Staubwolken davon in die Augen.

Des Abends sahen wir uns in die Nothwendigkeit versetzt, in einer Dorfschenke zu übernachten, obgleich wir nur noch drei Stunden von der Festung Comorn entfernt waren. Die Gastzimmer waren bis auf Eines, bereits von Fremden besetzt. Die Dame fand sich daher gezwungen, mit ihren männlichen Reisegefährten in Einem Zimmer die Nacht zuzubringen. Da mehr als drei Betten nicht zu erhalten waren, beschloß der Militair zu Fuße seinen Weg nach Comorn noch diese Nacht fortzusetzen. Ich und die Dame erhielten bald Gelegenheit in dem Landwirthe auch eine bewegliche Speisekammer kennen zu lernen. Seine rechte Rocktasche bildete den Brodschrank, die linke enthielt kalte Küche, Schinken, Würste, selbst gemahlne Kaffeebohnen und Salz fehlten nicht. Er lud uns auf eine höfliche Weise ein, an seinem Vorrathe Theil zu nehmen, und pries seine Vorsicht, da er mit der erbärmlichen Einrichtung dieser Dorfschenken ziemlich bekannt, nie ohne Proviant sich auf eine Reise begebe. Dann bedauerte er, in einem und demselben Zimmer mit uns schlafen zu müssen, weil er ein Somnambulist sey, und

dadurch leicht unsere Ruhe stören, ja sogar die Dame, dieses Schauspiels ungewohnt, in nicht geringen Schrecken setzen könnte. Ueberhaupt stände er in solchen Augenblicken für Nichts gut, und das Klügste, was wir thun könnten, wäre, uns während einer solchen Scene ganz ruhig zu verhalten, denn riefe man ihn nur bei seinem Namen, wäre der Teufel los, und könnten für ihn und uns böse Folgen daraus entspringen.

Um Mitternacht — der Vollmond erhellte alle Gegenstände im Zimmer — erhob sich der Kranke wirklich aus dem Bette und näherte sich auf den Zehen dem Lager der pockennarbigen Schönen, die von ihm sanft geweckt, dem Wunsche des Kranken pünktlich Folge leistete, und lautlos wie eine Leiche, vielleicht aus Furcht oder Mitleid, ihm wie einem Sterbenden nichts zu verweigern wagte, sondern sich mit wahrhaft christlicher Ergebung in ihr Schicksal fügte.

Ich, der ein unbemerkter Zuschauer dieser Pantomime war, bedachte, welchen bedeutenden Dienst ich sowohl der medizinischen Fakultät, als überhaupt der ganzen leidenden Menschheit leisten würde, wenn ich die vielfältig gesammelten Erfahrungen der Aerzte

durch meine eigene Beobachtung einer ganz neuen Art von Somnambulismus einst bereichern wollte.

Am folgenden Morgen fragte der Gesprächige mich und die Dame, ob er sich wirklich des Nachts ruhig verhalten, und keine Störung veranlaßt hätte? Sollte dies nicht der Fall gewesen seyn, so bäte er inständigst um Verzeihung, und appelire an unser Mitleid, welches sein Krankheitszustand in unsern Herzen erregt haben müsse. Ich versicherte ihn, daß ich die Nacht hindurch eines gesunden ununterbrochenen Schlafes genossen, folglich keine Auskunft zu geben im Stande sey. Die Dame beruhigte ihn ihrer Seits mit den Worten, daß er ihr bisher nicht die geringste Ursache zur Unzufriedenheit gegeben. Am dritten Tage fanden wir uns am Ziele der Reise, die ausser der Krankenscene mir auch nicht den geringsten Stoff zu Betrachtungen dargeboten hatte.

Die Medardimesse hatte bereits ihren Anfang genommen, und das Gewühl der Käufer und Verkäufer (die nicht nur aus allen Enden des Reichs, sondern aus den entferntesten Ländern herbeiströmten) wurde schon in dem alterthümlichen Ofen, durch welches uns der Weg führte, sichtbar. Endlich rollte die Kutsche mit mächtigem Gepolter über die Schiff-

brücke, welche die durch den majestätischen Donaustrom getrennten Nachbarstädte miteinander verbindet. Die Breter knarrten unter der Last des Wagens und den Hufschlägen der eilenden Rosse, die durch Peitschenhiebe beflügelt, uns dem Gasthofe schneller zuführen sollten. Wir hielten vor dem König von Ungarn, die Thorklingel ward gezogen, ein dienstbarer Genius erschien in der Gestalt eines Stubenmädchens, sie schwebte wie eine Sylphide vor mir die breiten Treppen hinan, und verließ mich, nachdem sie mir ein elegant möblirtes Zimmer aufgesperrt, mit einem schelmischen Lächeln, das selbst einen Cato aufzuheitern vermocht hätte, und alle die lieblichen Gestalten, welche die letzten drei Tage meine Gedanken beschäftigt hatten, waren, nebst dem edelgebornen Wagenlenker, bald wie ein süßer Traum, aus meinem Gedächtnisse entschwunden.

Zweites Kapitel.

Wiedersehen. — Tragikomische Schilderung eines Priesters der Göttin Penia. — Versilberte Kritik. — Doppelzüngigkeit eines Recensenten. — Satyrische Replik. — Zustand der Bühne in Pesth.

Am folgenden Morgen beschloß ich, die Wohnung meines Freundes zu erfragen. Der Weg führte mich vor Hölzels Kaffeehause vorbei. Ich trat hinein, fand aber eine solche Menschenmasse darin, daß ich lange suchen mußte, bis ich nur ein Plätzchen zum Stehen gewinnen konnte. Einheimische und fremde Kaufleute hielten hier ihre Zusammenkünfte, um Geschäfte und Verträge abzuschließen, und bliesen sich gegenseitig den Rauch aus ihren langen Pfeifenröhren zu, daß sie gleich olympischen Göttern in Wolken verhüllt saßen, während ihre Verhandlungen den Erfolg der Messe bestimmten. Auf der andern Seite tönte mir das Stoßen der Queue's und das Rollen der Kugeln ämsiger Billardspieler entgegen, geschäftige Kellner rauschten hin und wieder, plötzlich erscholl aus einer Ecke des Zimmers das laute Kichern der Kaffeehausdebe, mit welcher ein junger zierlich

geputzter Fant zu schäkern beliebte, und der noch andere Süßigkeiten als Zuckerwasser von ihr erwartete. Ich hingegen erhielt bloß Tritte und Stöße der Kommenden und Gehenden zu meinem Antheile, denn der imposante Anblick, welchen die Pracht und Eleganz der innern Einrichtung dieses Kaffeehauses meinen Augen gewährten, beschäftigten meine Gedanken dermaßen, daß ich einer Bildsäule in diesem Augenblicke mehr als einem Kaffeehausgaste ähnlich sah. Der derbste aller menschlichen Fußtritte, der meine Entzauberung bewirken, und mich zur Besinnung zurückbringen sollte, ward eben jetzt ausgespendet. Ein unwillkührliches Oh! drängte sich aus meiner Kehle hervor, und ich wollte dem milden Spender des herkulischen Trittes schon in die Flanke fallen, als ich meinen guten Apist in ihm erkannte. Jeder Groll verschwand, wir lagen uns in den Armen, kamen aber wie auf der Bühne agirende Personen aus jenem süßen Rausche des Wiedersehens glücklicher Weise noch zeitlich genug in die bürgerliche Anständigkeit der Weltleute zurück, bevor die mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigten Kaffeehausgäste Zeit gewinnen konnten, an unsern mimischen Darstellungen ihren Witz zu üben. Apist winkte mir in einen

Erker, wo wir Platz nahmen, und die seit unserer Trennung erlebten Vorfälle uns gegenseitig mittheilen sollten. Apist begann zuerst, ich bekam dadurch Gelegenheit durch die gänzliche Veränderung seines Aeußern mich in ein halbstündiges Staunen zu versenken. Quantum mutatus ab illo! dachte ich, ist es wohl möglich, daß die frischen Züge eines blühenden gesunden Jünglings, sich in wenigen Monaten zu einem knochenscheinigen blassen Gebilde des Hungers verzerren konnten? Apist errieth die Ursache, die meine Zerstreuung und den Mangel an Aufmerksamkeit für seine Erzählung hervorbrachte, und hielt mitten in der Rede ein, um mich mit einem erzwungenen Lächeln zu fragen, ob nicht sein ärmliches Aussehen meine Verwunderung erregt haben mochte? Ich gestand ihm, daß er sich in seinen Vermuthungen keineswegs betrogen habe, und er erzählte mir hierauf, daß die äußerste Noth, mit welcher er schon in den ersten Monaten seines hiesigen Aufenthaltes zu kämpfen hatte, ihn gezwungen, seinen Kleidervorrath, womit ihn die zärtliche Mutter zur Abreise neu ausgestattet, an gewinnsüchtige Trödler zu veräußern, und der schäbige Rock, den er am Leibe trage, sey eine milde Gabe des Ballet-

meisters am hiesigen Theater. Nachdem er zwei Tassen Chokolade mit mir als einen Morgenimbiß genossen, begaben wir uns nach seiner Wohnung, wo ich die Dürftigkeit in ihrer furchtbarsten Gestalt kennen lernte. Eine einfache, auf den Boden ausgebreitete Matraze, war des Nachts sein Lager. Spärlich drang das Sonnenlicht von aussen durch ein kleines Fensterchen, woraus man in den Hofraum sah, in sein Zimmer. Dieses glich weit mehr einem Pferdestalle, als einer Menschenwohnung, und von den schmutzigen Wänden, (obgleich mitten im Sommer,) trof das Wasser, welches die Feuchtigkeit des Ortes auspreßte, herunter. Was den Anzug meines Freundes betraf, so lieferten seine Stiefel ein passendes Bild des Humors, denn während die Sohlen in dem niedern Staube wühlten, nahm das Oberleder seinen Schwung nach oben und blickte stets zum Himmel auf. Seine Hose hatte noch mehr Mitarbeiter beschäftigt, als jene Zeitschrift zu besitzen sich rühmte, der Apist zeitweise Recensionen über das Theater des Orts einzusenden pflegte. Ferner ließ sich noch ein Vergleich seiner Hose mit jenem Tageblatte anstellen, indem Apist, so gut als der Herausgeber jenes Journals seinen Mitarbeitern ein gutes Honorar bloß ver-

sprochen hatte; endlich war dieses Kleidungsstück wie jene Zeitschrift eben so unbekannt im Auslande, als wegen der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts (der aus allenthalben gestohlnem Zeuge bestand,) beide desto mehr in dem Orte selbst, wo sie verfertigt wurden, allgemein bekannt waren. Ein Hemd war nicht vorzufinden, weil Apist in einer Castelli'schen Ballade einst gelesen zu haben sich erinnerte, daß der wahrhaft Glückliche nie ein Hemd getragen.

Vom tiefsten Mitleid ergriffen, das mir der bedauernswerthe Zustand meines Freundes einflößte, theilte ich die Hälfte meiner kleinen Baarschaft mit ihm, und versuchte ihn, dahin zu überreden, daß er sich einer ernsten Berufswissenschaft widmen wolle, anstatt die falschen Wendungen eines Komödianten in Journalen aufzuzählen. Aber da ich tauben Ohren predigte, und er sein Handwerk mit steigender Begeisterung auch mir anzupreisen suchte, tröstete ich mich mit dem alten Spruche: „Kein Baum fällt vom ersten Streiche," und verließ seine Wohnung in der wohlmeinenden Absicht, am nächsten Tage mein Bekehrungsgeschäft von Neuem zu beginnen.

Meinem Vorsatze getreu, stattete ich meinem Freunde am andern Morgen wieder einen Besuch ab. Ich fand ihn jedoch nicht allein. Ein Schauspieler, der zu den **diis minorum gentium** der Pesther Bühne gezählt ward, hatte eben, als ich die Thüre öffnete, einen Speciesthaler auf den Tisch gelegt. Ich war demnach zeitlich genug gekommen, um einen Zeugen jener feyerlichen Handlung abgeben zu können. Aber als fühlte sich der ungarische Roscius nicht wohl in meiner Nähe, suchte er bald einen schicklichen Vorwand, uns zu verlassen. Kaum hatte der Komödiant das Zimmer geräumt, als Apist lächelnd von seinem Sitze aufsprang, und triumphirenden Blickes mir den silbernen Vollmond vor das Gesicht hielt. Ich hatte wenig Ursache an seiner Freude Theil zu nehmen, denn es war leicht zu denken, daß dieß für ihn fröhliche Ereigniß alle meine Rhetorik zu Schande machen würde, wenn ich eben heute die wohl einstudirte Bekehrungsrede an Mann zu bringen suchte. Apist weckte mich aus meinem Nachsinnen, indem er mich auf die Schulter klopfte und sprach: „Es ist ein wohlthuender Anblick und eine wahre Augenweide für einen von den prosaischen Verhältnissen des Lebens niedergebeugten Theaterkritikus, zu sehen, wie

diese Bühnenkönige in eigener Person ihre Schätze in unser Dachstübchen hertragen müssen.“

„Aber, guter Apist“ — fragte ich — „sind diese Drey=Stunden=Fürsten denn eben so freigebig wie regierende Herren auf dem Welttheater?“

„Welche kindische Frage!“ — rief Jener verwundert und hellauflachend aus: „Bist du so sehr Neuling, um nicht zu wissen, daß Schauspieler umsonst Niemanden ihre Börse öffnen? Gelobt wollen sie seyn, daß ihnen selber schwindelt.“

„Aber wie fängst du an zu loben, wo es nichts zu loben gibt?“

„Das ist eben die schwere Aufgabe des Kritikers“ — versetzte er — „daß er wie der Advokat sein **corpus juris**, eben so ämsig die von den berühmtesten Aesthetikern abgefaßten Regeln über dramatische Kunst studire, um dann nach seinem Brauche die vorgeschriebenen Gesetze auszulegen. Wir Kritiker haben den Hexenspruch aus dem Macbeth: „Was häßlich ist soll schön, das Schöne häßlich seyn!“ zur Devise angenommen.“

„Wie aber“ — fragte ich wieder — „kann ein Vers des Dichters oder die Action eines Schau=

spielers zugleich gut und schlecht, schön und unschön befunden werden?"

„Thor!" — entgegnete er — „Ich will dir sogleich eine Probe von Recensenten-Scharfsinn ablegen. Die Wahl des Stoffes bleibe dir überlassen."

Ohne mich lange zu bedenken, sagte ich: „der Teufel!" um einmal ein indirectes Kompliment und eine dito Grobheit auf mich selbst lesen zu können.

„Es sey!" — entgegnete Apist — „Stelle dich am Nachmittage wieder ein, und das Elogial-Pasquill soll sich in deinen Händen befinden."

Mit gespannter Erwartung eilte ich zur anbestimmten Zeit in die Wohnung meines Freundes und kletterte die schmalen Treppen behende zu seinem Dachkämmerchen hinauf.

Lächelnd trat er mir entgegen, und legte das Papier in meine Hand. Ich las:

„Ein paar Worte für den Teufel.

— toujours d'un corps femelle,
Remarquez bien, notre diable sortit.
La Fontaine.

Dem sogenannten Erbfeinde der Menschen ist

seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage so viel Böses angedichtet worden, daß ich nur meine heiligste Pflicht auszuüben glaube, wenn ich als advocatus diaboli auftrete, und daher auf die Dankbarkeit meines Clienten verzichte, wenn ich Beweise aufstellen werde, daß er weit entfernt, den Adamssöhnen jemals Schaden zuzufügen, seit Erschaffung der Welt nur für das Wohl der Menschheit bedacht gewesen; und wenn des weisen Zotoasters Behauptung nicht ganz ungegründet ist, daß ein gutes und ein böses Princip gemeinschaftlich die Welt regieren, so ist nicht zu leugnen, daß der Teufel als das scheinbar böse Prinzip seinen Einfluß auf die Weltherrschaft weit öfter als das gute Prinzip merken lasse. Selbst in den Schöpfungstagen, wo er auch nicht müssig blieb, brauchte er sich schon seiner Werke nicht zu schämen, denn:

„Der Schöpfung Meisterstück das Weib!“

ist seine Arbeit, der in den Augen auch das Meisterzeichen „Urian fecit“ eingravirt zu lesen ist. — So wie Gott dem Menschen durch den Verstand die Oberherrschaft über die andern Geschöpfe der Erde gegeben, so siegte mit Schönheit ausgestattet die Kreatur des Teufels über den Mann.

Ein Wink für Philosophen und Dichter den Materialismus dem Rationalismus und die Form dem Geiste vorzuziehen, welches Letztere die Pariser Akademie der schönen Wissenschaften bisher immer als Norm betrachtete.

Daher ist seit Eva's Tagen das Weib stets der Werbeoffizier des Höllenfürsten, und hebt für seinen Dienst Rekruten aus, die für ein geringes Handgeld: „Mitgift“ genannt, sich ihm auf ewig verkaufen. Weil aber der Schattenkönig so vielen andern seines Gleichen auch darin zum Vorbilde dient, daß er die Finsterniß in seinem Reiche zu erhalten sucht, daher auch seine Unterthanen mehr beschränkten Geistes wünscht, so ist daraus seine Passion für Heilige, Frömmler und geistliche Herren überhaupt zu erklären, auf die er, den Legenden zufolge am meisten Jagd macht.

Wenn das Ebenbild Gottes: Der Mann, dem Ebenbilde des Teufels dem Weibe sich zu nähern sucht, so erfolgt gewöhnlich die Ehe, zu deren Lobredner sich Hippel gebrauchen ließ, aber vor andern Autoren vorzugsweise gerühmt zu werden verdient, daß er von dem durch ihn behandelten Ge-

genstande auch gründliche Kenntnisse besessen, denn er starb — unverheirathet.

Viele Dichter und Weise betrachteten den Aufenthalt diesseits des Grabes als eine Vorhalle zum ewigen Leben. Mit noch größerm Rechte könnte man die Ehe eine Vorhölle nennen, in welcher die Kandidaten der ewigen Verdammniß ebenfalls von gefallenen Engeln durch einige kleine Proben, welche aber die wenigsten Leute aushalten, für die ewige Pein vorbereitet werden, so wie die Liebesflamme nur ein Theil des Höllenfeuers ist, und Asmodi der Liebesteufel, vulgo Cupido genannt, nur deswegen für blind ausgegeben wird, weil er als ein Kind der Finsterniß das Licht nicht verträgt.

Größere Wahrscheinlichkeit erhält obige Behauptung durch die von den Aerzten so vielfach gemachte Bemerkung, daß die Anzahl der Wittwen jene der Wittwer, so wie überhaupt die des schönen Geschlechts, das unsrige hinsichtlich der Bevölkerung zu allen Zeiten überstiegen habe. So sucht der Teufel wie einst Ferdinand der Katholische die neue Welt, auch sein neu erobertes Reich: die Oberwelt mit seinen

Unterthanen mehr und mehr zu bevölkern, um in der Folge der Zeit die Eingebornen des Landes gänzlich zu schwächen, welches durch die beiderseitigen ehelichen Verbindungen am ehesten bewerkstelligt wird.

Aber auf diesem Wege wäre eine Uebervölkerung unvermeidlich, ein Uebel, gegen welches weiland Dr. Weinhold die Infibulation anempfahl. Aber Se. infernalische Majestät, dem als einem guten Landesvater das Wohl seiner Unterthanen so sehr am Herzen liegt, beschloß daher in seiner väterlichen Weisheit dem allgemeinen Verderben huldreichst vorzubeugen, und öffnete seine Schatzkammern die Metallgruben. Nun konnte der Teufel seine Hände ruhig in den Schoos legen, denn wo seine Missionäre die Weiber, mit aller Macht ihrer Reize keine Proselyten zu machen im Stande waren, wirkte und blendete der Glanz des schimmernden Goldes, dem Jene selbst erliegen müssen, und sieh, es kamen Spieltische und Guillotinen zum Vorschein, Lotterien und Dolche — — — — bedurfte es da noch einer Infibulation?

Der Mensch, der später als die Thiere aus der Hand des Schöpfers hervorging, erhielt zwar später als

diese, aber endlich doch seinen Werth, denn nun wird zuweilen auch ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und der Speculationsgeist, der einst gerüstet wie Pallas, aus dem Haupte des Teufels hervorgekommen, schätzt zur Ehre der Menschheit nicht nur Zobel- und Hermelinpelze, Eiderdunen und Bibergeil, sondern auch den aufrechtgehenden Bewohner Nubiens als einen einträglichen Handelsartikel, und so ist der Beförderer der Industrie und folglich der Wohlthäter der Menschen der — Teufel.

Nichtsdestoweniger finden auch die Gewerbe eben so wie der Handelstand ihren Protector an ihm, denn war es nicht ein Streich von seiner Art, die ersten Menschen zum Genusse der verbotenen Frucht zu reitzen, weil er voraus wußte, naschten die Bewohner des Paradieses einmal vom Baume der Erkenntniß, so würden ihnen die Augen aufgehen, und sie ihrer Blößen sich schämend, die Nothwendigkeit der Kleider fühlen? Unstreitig erwarb sich der Teufel durch diese List den Dank aller Schneider, (die er schon durch manche Bocksattribute als Horn und einen Fuß dieses Thieres für sich zu gewinnen wußte,) und sämmtlicher marchandes de mode. Schon die Vorliebe seiner Geschöpfe

zum Putze und dessen verderbliche Folgen für die Ehemänner rechtfertigen diese Behauptung.

Manche Regierungen zogen aus dem Vorfalle im Paradiese zwischen dem Teufel und dem ersten Menschenpaare Vortheil, und machten den Wolf zum Hüter der Heerde, nämlich sie übergeben dem Teufel zugleich das Amt eines Seelenhirten und eines Censors, damit dieser, weit entfernt die sündigen Erdenkinder zum Baume der Erkenntniß hinzulocken, und zum Genusse einer verbotenen Frucht einzuladen, vielmehr diese verderblichen Dinge den Augen der seiner Fürsorge anvertrauten Geschöpfe zu entrücken, und wo möglich dichte Finsterniß zu verbreiten bedacht sey, denn zu viel Licht schadet bekanntlich sehr schwachen Augen und Köpfen.

Die schönen Künste protegirt der Teufel eben so wie viele andere vornehme Herren, aus gutem Tone, denn obgleich er nicht mehr ästhetischen Sinn als Jene besitzt, ist dennoch trotz seiner modischen Abneigung gegen die Poesie er es allein, der die meisten Versler in Versuchung führt. Die halbe Lyrik, alle Wein- und erotischen Lieder verdankt man seiner Eingebung. — Besonders zu rühmen ist seine Vorliebe für das Theater. Erlangt ein Bühnen-

künstler den Beifall des Parterres, so entsteht gleich ein Teufelslärm. Aber ist der Teufel nicht selbst der Gründer der Schauspielkunst? Ich habe gar nicht nothwendig, mich auf die Versicherung der Theologen zu berufen, die das Schauspielhaus eine Schule des Teufels nennen, sondern beziehe mich darauf, daß der Böse, wie allgemein bekannt, zu seiner Antrittsrolle auf dem Welttheater die Rolle der Schlange im Paradiese wählte, — demnach also die Thierkomödie eine höllische Erfindung ist — und von seinen zahlreichen Jüngern ewig unerreichbar bleiben wird, als der Einzige seines Standes, der einen Souffleur entbehren konnte. Aber wie diese war auch Er schon der Kabale des Publikums unterworfen, denn dieses — vox populi war hier vox dei — rief am Schlusse der Komödie statt des Helden des Stückes einen untergeordneten Schauspieler heraus, nämlich den Adam mit den Worten: „Wo bist Du?" der aber seines schlechten Spiels bewußt, zuerst nicht zu erscheinen wagte, das Hervorrufen für Spaß und Ironie haltend, gleichsam als hätte er ein modernes Parterre vor sich gehabt. Und von dem Ersten aller Histrionen ist die Ueberredungs- und Verführungskunst ge-

gegen die Weiber auf alle Komödianten der Erde nach und nach übergangen, die auch ausschließlich nur in solchen Rollen des Souffleurs glücklich entbehren. Ein Dramaturg würde die Bemerkung gemacht haben, daß das Kostüme in welchem die ersten Menschen erschienen, weit natürlicher als das unsrer heutigen Mimen gewesen, und daß die Thiere damals noch keine Hauptpersonen des Stückes wie jetzt, sondern bloß Figuranten abgegeben hätten.

Wenn Democrit Recht hat, daß der Wahnsinn den Dichter macht, so muß ich gestehen, daß der Teufel, und nicht Apollo der Patron der Versemacher sey, weil schon Wenzel Link den Wahnsinn als ein Geschenk des Teufels ansah, daher er vorzugsweise den Romantikern seine Protection angedeihen läßt, die wie jeder mente captus sich an keine (ästhetischen) Gesetze binden, und in deren Werken der Teufel nicht selten eine bedeutende Rolle spielt. — Die Poeten der klassischen Schule wollen ihn hingegen gar nicht kennen, wenigstens geschah Seiner noch nie von ihnen Erwähnung, wahrscheinlich, weil sie noch nie von dem infernalischen Dichterpatron der Inspiration des Wahnsinns ge-

würdigt wurden. Aber obgenannter Autor geht in seinen seltsamen Behauptungen noch weiter, und giebt sogar das Fieber und einige andere Krankheitsstoffe als Gratificate des Teufels aus, von welchen entweder nur er selbst den Kranken befreyen kann, wenn er ihn mit Haut und Haaren abzuholen kömmt, oder er läßt sich diesen Dienst von seinen Handlangern den Aerzten verrichten, die ihm in vielen Stücken gleichen, da sie nämlich dem Patienten, wie der Teufel bei Seelenverschreibungen, zuweilen Blut abzapfen und ihn jedesfalls — zur Hölle fördern. Der Teufel, der seine Leute am besten kennt, trauet ihnen, ungeachtet der ansehnlichen Lieferungen, durch die sie ihn sich verbindlich zu machen suchen, doch ganz und gar nicht. So viel ist gewiß, daß er sich nie der Kur eines Arztes anvertraute, obgleich es schon eine Zeit gab, wo die Atheisten ihm sogar das Leben absprachen, aber der Teufel hatte es bisher noch nicht bereuet, denn er lebt heute noch.

Seine besondern Lieblinge sind die Juristen, welche durch die Spitzfindigkeit, womit sie den Buchstaben des Gesetzes zu ihrem Vortheile auszulegen wissen, ganz an ihren Gönner erinnern, der seinen juristischen Doppelsinn in den Verträgen und Verschrei-

chungen bei den Klienten an Tag legte, die ihm zwar nicht ihr Geld doch ihre Seligkeit verschrieben.

So liegt denn klar am Tage, wie auch die ernsten Berufs- und Fakultätswissenschaften sich des Schutzes Sr. infernalischen Hoheit erfreuen, daher es keiner weitern Aufzählung von Beweisen mehr bedarf, um dem geneigten Leser begreiflich zu machen, daß nicht nur der Teufel einen bedeutenden Einfluß auf die Weltherrschaft habe, sondern auch wie sehr die Söhne des Staubes ihm für die unzähligen Wohlthaten sich verpflichtet wissen sollten, die er ihnen täglich in so reichem Maße zukommen läßt."

Auf der Rückseite des Papiers las ich:

„Ein paar Worte gegen den Teufel.

Die Alten glaubten wie bekannt, weder einen Gott noch einen Teufel. Der einzige Socrates hatte bloß einen dunkeln Begriff vom Schöpfer des Weltalls, aber den Teufel mochte er doch nicht ahnen, obwohl er ihn in der Gestalt der Xantippe sogar geheirathet hatte, um, wie er sagte, sich in der Geduld zu üben. Kann man es dem Höllenfürsten daher verdenken, wenn er um den Sophisten für

seinen Unglauben zu strafen, in den Advokaten Lykon fuhr, dessen wolfsmäßigen Namen und Gewerbe er annahm, um ihm sodann desto schneller den Prozeß zu machen? Dies argumentum ad hominem wirkte auf eine längere Zeit als der Teufel selbst denken mochte, denn noch heute lassen lieber unsere sogenannten starken Geister den Glauben an Gott als an den Teufel fahren. — Dieß finde ich aber auch aus einem andern Grunde sehr natürlich, denn was die Augen sehen, glaubt das Herz. Gott ist noch nie gesehen worden, weil er unkörperlich ist, aber zu allen Zeiten kam man überein, daß der Teufel ein Horn auf der Stirne, Fledermausflügel und einen Pferdefuß habe, folglich ist er körperlich, denn er ist gesehen worden. Zu diesem Behufe besitzt er eine reiche und gewählte Garderobe, um seine Figur ins Vortheilhafte zu setzen, und man wüßte nicht, ob sowohl in der Unzahl als Pracht seiner Kleidungsstücke ihm die putzsüchtigste Kokette oder der berühmteste Schauspieler den Vorrang abgewönne?

Da er die meisten und glänzendsten Rollen auf der Weltbühne spielt, so sah er bei Zeiten ein, daß mit einigen abgetragenen Kleidungsstücken, die ihm

der Welttheaterschneider, wie den andern Bühnenmitgliedern zuzuzählen pflegt, wenig Ehre einzulegen sey, vorzüglich da durch ein schönes und glänzendes Kostüme die Zuschauer am leichtesten gewonnen werden. Weil er nun in jeder andern Kleidung öfter erscheint, als in der schwarzen, so entstand das Sprichwort: „Der Teufel ist nicht so schwarz als man ihn mahlt!"

Ueberhaupt kleidet er sich nur an Gallatagen schwarz, wenn er ein Opfer zum Altare führt, und handelt darin den Priestern vieler alten Völker ganz entgegen, die bei Opferceremonien nicht nur selbst, sondern auch ihre Diener weiß gekleidet erschienen. Wie die Schauspieler im sechszehnten Jahrhunderte, versucht sich der Teufel oftmals auch in Weiberrollen, und zwar mit solchem Glücke, daß er diese am liebsten, daher auch am häufigsten spielt. Das jugendlich lockende Aeußere einer feurigen Brünette mit schelmisch blitzenden Augen ist der Fischerkittel, den er seiner Bequemlichkeit wegen anzieht, wenn er auf den Seelenfang ausgeht. In dieser Gestalt ward er von den Heiligen und Frommen des Mittelalters sogleich erkannt und gescheuet, daher er eine

Bischofsmütze aufsetzen mußte, um sich bei ihnen Respect zu verschaffen.

In unserer Zeit kömmt er mit der ersten Tracht besser fort, und statt sich, wie einst vom heiligen Prokopius als Pflugochse unter das Joch spannen zu lassen, weiß er mit seiner Teufelslist so manchen Hagestolz unter das Joch des Ehestandes zu bringen, sobald sich Einer ihm für eine Summe Geldes auf Lebenslange verschrieben hat, welches man: „den Ehekontrakt aufsetzen" heißt. — Mit jedem Jahre fällt aber von dem glänzenden Flitterlappen, den er am Trauungstage angezogen, ein Stück nach dem andern ab, und ehe sich es der Herr Gemahl versieht, steht der Teufel unverfälscht und demaskirt vor ihm da, und weiset ihm einen Ehrenplatz auf dem — Friedhofe an. Er macht sich aber noch den Spaß hinter der Leiche des Gatten als trauernde Wittwe herzugehen, und als Doppelfigur, während er mit ihm zur Hölle fährt, noch viele andere Männer auf der Oberwelt in einem Athem wegzuheirathen.

Obwohl der Teufel in frühern Jahrhunderten Helden und Könige vorzüglich gut spielte, so gehören demungeachtet Frauenrollen noch immer zu seinen Glanzpartieen, und die Rollen der Eva, Helene,

Messaline u. s. w. giebt er so ausgezeichnet, daß er statt wie andere Künstler bei herannahendem Alter sich auf Greisenrollen einzuschränken, im Gegentheile nicht nur jugendliche, sondern sogar Frauenrollen am meisten und liebsten übernimmt. Es ist auch fast unglaublich, wie schnell und leicht er seinen Pferdefuß in einen niedlichen Damenfuß verwandelt. Da er als Frauenzimmer auch einen zarten Körperbau hat, so setzt er sein Horn, das ihm das schwache Hirn dann zusammendrücken würde, den Männern auf den Kopf, und ist, obwohl er dann die Fledermausflügel ebenfalls abgelegt, dennoch als Dame am flatterhaftesten.

Um seine Rolle getreu durchzuführen, muß er auch deren Geschwätzigkeit so gut als möglich nachzuahmen suchen. Dann heißt es: „Sie spricht wie der Teufel!“ Oder soll dieß auf den Advokaten zielen, mit welchem der Teufel nicht ohne Ursache so oft verwechselt wird? Nur als armer Teufel zeigt er einige Verwandtschaft mit dem Poeten, weit mehr aber mit den Recensenten zu haben, denn er tritt vor dem Richterstuhl der Kritik als Ankläger des Dichters auf, dessen poetisches Sündenregister er ihr vorlegt. Auch hat er, wie die Herrn Kunstrich-

ter mehrere Chiffren, als: Satan, Urian, Beelze-bub, Lucifer u. s. w. Doch ist nur der erstere Name, welcher Ankläger, Hinderer bedeutet, ein passendes Epitheton; allein auch der letztere unter den hier angeführten Namen bezeichnet ihn vollkommen, denn quasi **lucus a non lucendo** verdient er diese Benennung insofern, als die Zunft der Kritikaster die Literatur verfinstert statt erhellt.

Mit Recht ist auch die Buchdruckerkunst von den Mönchen die schwarze Kunst genannt, und als eine Erfindung des Teufels verschrieen worden, da er durch die Entdeckung derselben ein weiteres Feld zu seinen Uebelthaten erhalten hat; aber diesmal ist er mit all seiner List in seine eigene Grube gefallen, indem er, wofern dieser Aufsatz einst im Drucke erscheinen sollte, mir selbst die Mittel in Händen gab, ihm vor aller Welt Augen die Maske vom Gesichte zu reißen.“

Zur heimlichen Freude des Pasquillanten vermochte ich nicht die Gefühle zu bezähmen, die der Inhalt dieser Schmähschrift in mir aufgeregt hatte. Nach Weise der Menschen gedachte ich nur des Tadels, nicht des Lobes, welches er meinem Stande

zuvor hatte zukommen lassen, und mein Herz füllte sich mit solcher Verachtung gegen ihn, daß ich es unter meiner Würde hielt, ihn der crassen Unwissenheit zu zeihen, die er in den letzten Zeilen seines Aufsatzes an Tag gelegt hatte, indem er zu glauben scheint, daß nur Ein Teufel in der Schöpfung sey, welchem er daher auch die Namen mehrerer anderer meiner Verwandten zuschrieb.

Plötzlich wandte ich mich an ihn mit den Worten: „Guter Apist, glaubst du etwa wirklich durch einen sophistischen Witz einen vollkommenen Sieg über mich erhalten zu haben? Bedenke, daß du einige Stunden zur Ausarbeitung deines Thema's vor mir voraus hattest, ich hingegen mich einer noch schwerern Aufgabe unterziehe, nämlich dein eigenes Lob im Stegreife hinzuschreiben.“

Apist sah mich verwundert an, ohne sich den Sinn meiner Worte deuten zu können, da er ja nicht ahnen konnte, mich mit seinem satyrischen Stachel verwundet zu haben, der, seiner freigeistigen Denkungsart zufolge, nur ein Geschöpf des Volksglaubens und der Phantasie treffen sollte.

Ich aber reichte ihm bald das geistige Kindlein hin, wobei die Rachegöttin die Stelle

der Muse vertreten hatte. Ich zwang ihn sogar seinen eigenen Schimpf zu lesen, und er begann:

„Der Recensent, eine Thiergattung.

Monstrum horrendum!
Virgil.

Es könnte Herrn Raff, wenn er noch lebte, dieser Aufsatz unmöglich gleichgültig seyn, in welchem ich beweise, daß er, wie alle seine Confraters in der Naturhistorie eine höchst wichtige Thiergattung, den Recensenten mit Stillschweigen übergangen habe, was mich vermuthen läßt, er müsse sein Werk selbst unter aller Kritik gehalteu haben, da er dieses Thieres gar nicht erwähnte, und welches schon daraus zu schließen ist, weil er sein Buch: „für Kinder" geschrieben hat.

Da ihm jedes Thier seine Selbstbiographie liefern mußte, so hätte ich für mein Leben gern die Selbstbekenntnisse des Recensenten gelesen, und kann es dem Mann im Grabe noch nicht vergessen, daß er solch eine bedeutende Lücke in seiner Geschichte der Thiere gelassen hat. Die Herren Recensenten scheinen auch eine gegenseitige Schonung beobachtet zu haben, da sie, die jeden fehlenden Punkt sogar nicht übergehen, dies nicht geringe Versehen so ganz un-

gerügt ließen. Jederman wird sich noch aus dem Büffon zu erinnern vermögen, daß der Wolf und die Hyäne ihrer Familienähnlichkeit halber zum Hundegeschlechte gerechnet werden. Ich aber gebe hinlängliche Beweise, daß der Recensent eben so vieler Aehnlichkeiten halber eine Abart dieser Thiergattung genannt zu werden verdiene. Man theilt ihn füglich in drei Gattungen oder Klassen:

I. Der Selbst-Recensent ist seiner Natur nach der zahmste und gutmüthigste seines Geschlechtes, und saugt wie der Bär im Winter aus den eigenen Tatzen seine Nahrung.

II. Der Mieth-Recensent ist gewissermassen dem Schakal oder Goldwolf ähnlich. Er hat ein einschmeichelndes Wesen, doch ist seiner Sanftmuth weniger zu trauen, als dem Erstern. Beide sind in der Barbarey und am Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause.

III. Der freimüthige Recensent hat mit dem Hunde das Bellen und Beißen gemein, ist wie dieser dem Tollwerden und der Wasserscheu unterworfen, doch äußert sich diese Krankheit nicht im August in den sogenannten Hundstagen, sondern meistentheils im Frühlinge und Herbste, ungefähr nach

Ostern und Michaelis. Er frißt wie der Wolf und die Hyäne vorzüglich Leichname, und der Geruch derselben führt ihn auf die (literarischen) Begräbnißplätze, wo er die Leichen (Fehler) ausgräbt. Er fällt auch Esel und Schaafe an, nicht aber von Hunger gequält, sondern aus bloßer Lust. Seine Augen sind scharf, drohen und funkeln im Finstern. Schauerlich ist sein Geheule in der Mitternacht*) wenn er auf den Fraß ausgeht. — Die Stimme dieses Thieres ist von der Art, daß man mehrere zu vernehmen glaubt, und eine ganze Heerde dieser Thiere im Anzuge wähnt**), wodurch die Bewohner der parnassischen Gegenden nicht wenig in Schrecken gesetzt werden.

Der freimüthige Recensent hält sich zumeist in den (kritischen) Wäldern — der Wald besteht aus Bäumen, der Baum aus Blättern — Norddeutschlands auf. Er ist so ungesellig wie der Wolf, und lebt selbst mit Thieren seiner eigenen Gattung immer im Streite***). Mit der Schlange hat er

*) Mitternachtzeitung.

**) Anspielung auf das im Recensionsstyl übliche Wörtchen: Wir.

***) Die sich stets widersprechenden Meinungen der Kritiker.

hingegen das Zischen und den giftigen Athem gemein. Er häutet sich eben so oft wie sie*), und ist selbst dem Löwen in manchen Stücken ähnlich, so hat er dessen stachlige Zunge, wird wie dieser nur durch Feuer abgehalten, und besitzt wie er auch seine ganze Stärke in der Tatze, mit welcher er — schreibt.

Da der Recensent aus so verschiedenen Thieren zusammengesetzt ist, so kommt ihm mit Recht der Name eines Ungeheuers zu.

Nach einigen Andern soll es noch eine vierte Klasse, die der unpartheiischen Recensenten geben, da aber noch Niemand dergleichen bisher gesehen haben will, so scheinen sie wie die Vögel Greif, Phönix und Roch zu den fabelhaften Thieren zu gehören."

Apist, der gegründete Ursachen hatte, das gute Vernehmen, welches zwischen uns statt fand, nicht zu unterbrechen, machte bonne mine au mauvais

*) Die verschiedenen Chiffren mit welchen Recensenten sich abwechselnd in den Literaturblättern unterzeichnen.

zeu, und glaubte mein tentamen satyricum mindestens als ein gelungenes Impromptü loben zu müssen. Sodann forderte er mich auf, mit ihm das Theater zu besuchen, welche Einladung ich um so bereitwilliger annahm, als der eigentliche Zweck meiner Reise auf die Oberwelt war, einen tauglichen Intriganten aufzufinden, und daher meine Pflicht und Bestimmung die verschiedenen Bühnen kennen zu lernen, bis ich an einer derselben das lange gesuchte Kleinod auffinden würde. Jedoch konnte ich diesen Tag, an welchem eine Oper gegeben werden sollte, noch nicht auf die Erfüllung meines Wunsches hoffen. Da ich aber, außer Mozarts und Glucks Compositionen, die Vestalin immer als die herrlichste Tondichtung gehalten, von welcher ich in meiner Geburtsstadt nie eine Aufführung auszulassen vermocht hatte, so freuete ich mich, diesen Abend auch einen der höchsten Kunstgenüsse zu feyern, weil mich Apist versichern wollte, daß Hr. Babnigg den Licinius zu seinen gelungensten Leistungen zählen dürfe.

Auf dem Wege nach dem Schauspielhause bekam ich vielfache Gelegenheit die Pöbelscheu meines Führers kennen zu lernen, denn er wählte lieber die weitesten Umwege, als in eine Straße zu gelangen,

wo die prosaische Physiognomie eines Schusters, Schneiders, Semmelweibes u. s. w. ihn durch ein unvermuthetes Begegnen in seinen ästhetischen Meditationen zu stören vermöchte.

Endlich standen wir vor Thaliens Tempel, von dessen Dache Apollo und seine neun Gespielinnen, die sämmtlich gelungene Proben der Bildhauerkunst genannt werden konnten, freundlich auf uns herniederblickten. Das Innere des Gebäudes, besonders die Vorhalle gewährt einen wahrhaft überraschenden imposanten Anblick; nur sind die Logen sehr dürftig ausgestattet, und in akustischer Hinsicht ist auch dies zu tadeln, daß die Stimmen der Sänger und Schauspieler nicht von allen Seiten gleich gut gehört werden.

Die Vorstellung dieses Abends ließ für eine Provinzialbühne wenig zu wünschen übrig, denn im Allgemeinen waren die Rollen so ziemlich glücklich vertheilt, und wenn auch Dlle. Roser, welche die Julia sang, für eine Bravoursängerin noch zu wenig Schule besaß, so wußte sie für diesen Mangel durch ein lebenvolles leidenschaftliches Spiel zu entschädigen. Hrn. Zschiesches Baß ist klangvoll und metallreich. Auch gab er den Pontifex mit der für diese Rolle erforderlichen Würde. Den Licinius, welchen ich

früher von Siboni, Wild und andern gefeyerten Künstlern zu hören Gelegenheit erhielt, gab Hr. Babnigg nicht minder ausgezeichnet, und verdiente in gewisser Beziehung vor letzterm den Vorzug. Nur die Oberpriesterin und Cinna, welcher mehr den Steyrer als den Römer in Spiel und Haltung errathen ließ, bewährten den alten Spruch, daß nichts Vollkommenes auf der Erde zu finden sey. Die Chöre und vorzüglich das Orchester, dessen Mitglieder meist Böhmen sind, hielten sich wacker. Die Szenerie war ebenfalls lobenswerth. In den Zwischenakten gab ich Apist meine Zufriedenheit über diese fast in allen Theilen gerundete Vorstellung zu erkennen. Als dieser mich versicherte, daß das Spontinische Meisterwerk zu den Lieblingsopern der Pesther gezählt werde, und daher ungeachtet häufiger Wiederholungen dennoch sich immer ein zahlreiches Publikum einfinde, so meinte ich, daß die Vorliebe der Pesther für dieses Kunstwerk den vollgültigsten Beweis für ihren guten Geschmack abzulegen vermöge. Er aber entgegnete: Ein Publikum bestehe aus gar vielen Köpfen, und mein längerer Aufenthalt in dieser Stadt würde mir die Ueberzeugung gewähren, daß Herolds „Marie“ und Aubers „Mauerer“ weit

willkommenere und öfter gesehene Gäste seyen, und daß „die Vestalin" ihre hiesige Beliebtheit bloß der vollendeten Leistung des Herrn Babniggs als Licinius verdanke, der seit vielen Jahren ein Liebling des Publikums ist.

Da hier dem Theater einiger Raum gegönnt worden, so will ich dieses Thema gänzlich ausführen, und meine während des Winters 1827 angestellten Bemerkungen über die Pesther Bühne hier niederschreiben. Mozart ist hier minder beliebt, und daher werden seine Werke seltener als an andern Orten gegeben, was deutlich für Apist's richtige Beurtheilung des Pesther Kunstgeschmacks zeugt, denn während meines dasigen Aufenthalts ward nur sein „Titus," und zwar nur ein einziges Mal gegeben. Die Titelrolle war durch Herrn Babnigg, so wie Vitellia durch Dem. Roser und Sextus durch Dem. Henkel klassisch besetzt. Letztere fand ich auch als eine treffliche Euryanthe und Amenaide. Der zweite Tenorist Herr Watzinger erkühnte sich einmal den Sargin zu radebrechen, zu welcher Parthie, sowohl seine colossale athletische Figur als auch seine damals noch unausgebildete Stimme ihn gänzlich unfähig machten. Herr Zöllner, der sich als Buffo auch

in komischen Opretten brauchen läßt, ist eigentlich für Hauptrollen in Zauberstücken und Localpossen engagirt, die vom Leopoldstädter Theater die Donau herabschwimmen. Er liefert aber solche Fratzen- und Zerrbilder, daß man bei den demungeachtet häufigen Darstellungen jener Wiener-Vorstadtprodukte auf deren Unentbehrlichkeit für das Pesther Publikum schließen sollte, welches, aus Mangel eines Komikers von Berufe, sich mit Zöllners Grimassen und Hannswurstiaden begnügen muß. Hr. Grimm, welchem die Leitung des recitirenden Drama anvertraut ist, sorgt für die Zufriedenheit des gebildeten Publikums durch ein wo möglich classisches Repertoire der besten Lust- und Trauerspiele; auch ist die Besetzung des Schauspiels in der Regel viel besser, als die der Oper und Posse. Hr. Grimm selbst wird zu den vorzüglichsten Künstlern im Fache der Intrigants gezählt, und ich speculirte bereits darauf, mich seiner zu versichern, um das Ziel meiner Erdenpilgerschaft, die mir bereits lästig fiel, zu beschleunigen, da mußte ich zu meinem Verdrusse erfahren, daß er dieser Bühne als Director vorstehe. Ich sah mich daher gezwungen, von meinem Vorhaben diesmal abzustehen, denn welcher Theaterdirector hat sich

noch je freiwillig einen Collegen in seiner Würde beigelegt? Bekanntlich bringt eine Doppelregierung der Verwaltung einer Bühne mehr Schaden als selbst die Launen und Grillen einer Prima Donna. Ich beschloß demnach, da in Pesth nichts mehr für mich zu finden war, den Eintritt des Frühlings abzuwarten, hoffend, in Wien, wohin ich mich zuerst wenden wollte, und das im Besitze mehrerer Theater ist, endlich doch das Ziel meiner Wünsche zu finden.

Drittes Kapitel.

Der verspätete Journalartikel. — Wann und wie sollen Theater-Recensionen geschrieben werden? — Der Journalist Saphir zum Erstenmale auf die Bühne gebracht. — Sophistische Vertheidigungsschrift — Pesther Sittenspiegel.

Mehrere Monden waren seit jener Zeit verflossen, als ich nach gewohnter Weise mich eines Tages in die Wohnung meines Freundes verfügte, diesmal jedoch in der Absicht, mich, eines eingetretenen bedenk-

lichen Verhältnisses halber mit ihm zu berathen. Ich ward unangenehm überrascht, ihn ernstlich krank zu finden. Auf meine Frage, was die Quelle seines Uebelbefindens sey, und wie lange er schon das Bett hüte? erhielt ich zur Antwort, daß ein heftiger Wortwechsel mit dem Schauspieler Franke, dessen im vorigen Kapitel erwähnt wurde, ihn auf das Krankenlager geworfen habe. Dieser hatte schon mehrmalen Apist in sanftem Tone seine Saumseligkeit vorgeworfen, weil er mit der Einsendung des versprochenen Lobartikels in die bewußte Zeitschrift noch immer zögere. Mein Freund entschuldigte sich zwar damit, daß er noch an jenem Tage die erbetene Theaterkritik abgeschickt, als er die Bezahlung dafür empfangen hatte, und es läge die Schuld der Verzögerung allein am Redakteur jener Zeitschrift, der alle Correspondenzartikel absichtlich lange liegen lasse, um seinen Lesern das allgemein verbreitete Interesse seines Blattes damit zu beweisen, daß, fast unter sämmtlichen Correspondenzberichten, deren Aufnahme bekanntlich am schnellsten erfolgen sollte, ein Sternchen, deren verzögerten Abdruck mit der Bemerkung: „Wegen Menge an Materialien verspätet," den erstaunten Pränumeranten des Journals begreiflich

zu machen suche. Diesen Redactionskniff — setzte er hinzu — kennt jeder Journallieferant, und weiß sich darein zu fügen. Aber diese Betheurungen der Unschuld fanden kein Gehör bei dem ergrimmten Roscius. Er suchte Apist durch eine Frage in Verlegenheit zu setzen, warum dessen Schimpfartikel stets eine Telegraphenartige Schnelligkeit bewährten? Apist wußte dagegen nichts einzuwenden, als daß den Redactionen, die ihre Blätter gern auf Kosten fremder Leute dem Leser pikant zu machen streben, dem Tadel weit bereitwilliger als dem Lobe ein Plätzchen gönnen. Vor zwei Tagen war Herr Franke über die fortwährende Verzögernng des gedruckten Lobes ganz entrüstet, abermals zu Apist auf seine Stube gekommen, und hatte ihm ernstlich gedrohet, ihn öffentlich zu blamiren, wofern er ihm seinen Thaler nicht gutwillig zurück erstatte. Apist sah sich gezwungen, durch Zurückgabe des Silberstückes den erzürnten Gott zu besänftigen, der mit dem wiedererlangten Eigenthum sich fluchend und schimpfend entfernte. Der unglückliche Theaterkritikus hatte diesen Vorfall sich sehr zu Gemüthe gezogen, weil er befürchten mußte, durch den ergrimmten Komödianten, der dieses Verhältniß schwerlich verschweigen würde, auch bei den andern

Mitgliedern des hiesigen Theaters den Credit zu verlieren, sobald sie erfahren würden, wie schwach und unbedeutend sein Einfluß auf die Redaction jener Zeitschrift sey, die als Fama ihrer Künstlerproductionen diente. Als aber am darauf folgenden Tage Apist durch die Post das Blatt zugeschickt erhielt, worin sein Hrn. Franke gespendetes Lob zu lesen war, schien dem Unglücklichen das Herz vollends brechen zu müssen, denn er bedachte, daß man jetzt in der Stadt mit Fingern auf ihn zeigen werde, weil er sich zum Lobredner eines allgemein bekannten Stümpers in der Kunst hergegeben, der sein Panegyricon nicht nur umsonst erhalten, sondern sein Dankgefühl in Schimpfreden gegen den Wohlthäter hatte ausströmen lassen.

Ich bot alle Mittel auf, dem Verzweifelnden Trost zuzusprechen; warnte ihn aber ernstlich, in der Folge einen Theaterbericht zu eilfertig abzuschicken, und lobte die Saumseligkeit der Redaction, gegen die er fortwährend noch gräßlichere Flüche als gegen den Komödianten ausstieß.

Ich rückte näher an sein Lager und fuhr fort: „Nonum prematur in mensem!“ würde Horaz ausgerufen haben, wenn es im alten Rom schon Bühnenberichte gegeben hätte, denn partheiische

und einseitige Kritiken sind jetzt nichts Seltenes. Die Geschichtschreiber der Könige und Helden auf dem Welttheater haben der Nachwelt genug Beweise ihrer Partheilichkeit hinterlassen; und in der That sind diejenigen der Wahrheit am nächsten gekommen, die ein Jahrhundert später als Biographen auftraten, und die Annalen gleichzeitiger Historiker der verschiedenen Nationen mit einander verglichen, um eine unbefangene und leidenschaftlose Schilderung der Sitten und Begebenheiten aus jener Zeit zu liefern. So würde ich es gern sehen, wenn der Geschichtschreiber eines Landes, dessen Berichten wir unbeschränkten Glauben schenken sollen, weder in der Zeit und unter dem Volke lebte, das er schildert, noch ein Theater-Correspondent durch einen Sperrsitz im Parterre — wodurch er sich einer vielfach vernommenen Warnung zufolge, die Maulsperre zuziehen könnte — von der Direction bestochen, zu seinem Geschäfte sich hinsetzen möchte.

Du wirst daher am besten handeln, wenn du den Theaterbericht über ein aufzuführendes Stück, nicht wie die meisten deiner Confraters am Tage vor der Vorstellung, oder gar ohne derselben beigewohnt zu haben, niederschreibst, oder etwa gleich nach der

Darstellung des Schauspielers brühwarm es recensi-rest, sondern so spät als möglich und zwar aus folgenden Gründen:

1) Weil Du Deinen Gegenstand in diesem Falle reiflicher zu überdenken, Gelegenheit erhältst.

2) Kannst Du die Meinungen der Menge ausholen, und mit den Deinigen vergleichen, denn vox populi vox dei! und schützest Dich dadurch am leichtesten vor einseitigen Urtheilen.

3) Muß der gute oder schlimme Eindruck, welchen ein Künstler am Abende der Vorstellung (durch ein zwischen ihm und Dir früher bestehendes freundschaftliches oder mißliches Verhältniß) auf Dich gemacht, durch die Länge der Zeit merklich geschwächt, und der Partheilichkeit minder Nahrung gegeben werden.

4) Das übereilte Einsenden der Theaterkritiken ist auch deßhalb zu abzurathen, weil Kritiker dem Weine ganz entgegengesetzte Eigenschaften haben, da ihre Säure durch die Länge der Zeit mehr ab- als zunimmt, so wie sie auch mehr den Muth niederschlagende als erregende Wirkungen bei den Leuten verursachen. Aus den obenangeführten Gründen ist daher nicht genug zu wünschen, daß

diese Insecten ihre im Gehirn ausgeheckten Gedanken-Eier von der Zeit möchten ausbrüten lassen.

Nachdem ich Dir angegeben, wann du Deine Meinungen niederzuschreiben hast, bleibt mir nur noch zu bemerken übrig, wie diese Aeußerungen abgefaßt werden müssen.

Alle von Seiten des Decorationsmalers, Costümeurs, Maschineurs, Friseurs, bis auf den Schauspieler und Director herab vorgefallenen Fehler und Nachlässigkeiten, die sich Jemand zu Schulden kommen ließ, dürfen selbst im mildesten Tone nicht gerügt werden, höchstens durch ein bescheidenes:

1) „Wir wünschen, daß künftig der Chor der Vestalinnen aus mehr als drei Mitgliedern bestehen möchte, weil die Direction durch unzeitige Sparsamkeit die schuldige Achtung sowohl gegen das Publikum als gegen den genialen Compositeur aus den Augen gesetzt, und es zugleich das Aussehen erhält, als ob man das alte Rom modernisiren wolle, oder eine größere Anzahl dieser Keuschheits-Priesterinnen selbst für jene Zeit nicht als möglich hielte.“

2) „In dem letztgegebenen musikalisch-dekla-

matorischen Pot-pourri wäre zu wünschen gewesen, daß in der Scene mit Chor aus der „weißen Frau" die schottischen Landleute, welche in ihren landesüblichen Plaids gehüllt erschienen, keine griechischen Halbstiefel angehabt hätten; wie auch der altdeutsche Rittersaal im Vorspiele zum „Käthchen von Heilbronn" gewaltig die Illusion getäuscht, und den ernsten Eindruck des abzuhaltenden Vehmgerichts auf uns vermindert hat, als wir statt der gothischen Pfeiler Baumcoulissen an den Seiten bemerkten; oder sollte der bunte Wechsel, den Pot-pourri's und Quodlibets darbieten, auch auf die scenischen Einrichtungen sich erstrecken?"

3) „Wir hätten gewünscht, daß die Rolle der „Emilie Galotti" einem jüngern Mitgliede als der Mad. Veturia zugetheilt worden wäre, denn die erste Forderung, die wir an die Bühnenkünstler zu machen berechtigt sind, ist ein gutes Gedächtniß, und wir stellen mit Recht die Frage an sie, ob sie die zahlreichen in ihrer Rolle vorkommenden Worte zu memoriren fähig sey, wenn sie die bei weitem geringere Anzahl ihrer verlebten Jahre, die sich höchstens auf fünf

und sechszig beläuft, nicht im Kopfe zu behalten vermag?"

Mit der Conjugation des beliebten Zeitwortes „wünschen" hilft sich also ein Theater-Referent, am leichtesten aus der Klemme, und da ein solcher ohnehin mit vollem Rechte die Ruthe des Schauspielers genannt wird, so könnten wir ihn leicht die Wünschelruthe nennen, mittelst welcher der Magier: Publikum, die Zauberschätze der dramatischen Kunst ans Lampenlicht hervorkommen läßt.

Da die Kunst der Natur untergeordnet ist, so wird ein vernünftiger Recensent, der seiner Zunft Ehre machen will, immer ein größeres Verdienst darin finden, die Gaben aufzuzählen, womit die Natur, als womit die Kunst eine Schauspielerin beschenkt hat.

Da Novitäten in Journalen am liebsten besprochen werden, so mußt Du Dir, guter Apist, besonders angelegen seyn lassen, die jüngern Mitglieder deiner Aufmerksamkeit zu widmen, weil die Vorliebe für die Alten (Griechen und Römer) längst abgenommen hat.

„Hättest Du also" — fügte ich dieser langen Rede hinzu — „so lange deine Kritik im Pulte

liegen lassen, als ein Kind im Mutterleibe zubringen muß, würde dich der Spott deiner Feinde nicht ereilt haben, noch Herr Franke ohne Spesen zum Genie promovirt worden seyn.“

Aber zu meiner Beschämung gewahrte ich jetzt, daß ich den Kranken in den Schlaf gepredigt hatte. Ich beschloß diese Verletzung des Schicklichen meiner Seits, wenn auch nicht mit gleicher Münze, mindestens mit einer ähnlichen zu bezahlen. Ich stahl mich auf den Zehen aus seinem Zimmer.

Als ich mich wieder auf der Straße befand, bog ich um die Ecke und schlug den Weg in die vor mir liegende Weiznergasse ein, um einem dort wohnenden Bekannten den längst versprochenen Besuch abzustatten. Dieser hatte jedoch eben seine Wohnung verlassen, und kam auf mich zugeschritten. Nach einer wechselseitigen Begrüßung, fragte er mich, ob ich vielleicht im Begriffe gewesen, mich zu ihm zu verfügen? Ich bejahete seine Vermuthung, und er entschuldigte sich damit, mich diesmal nicht empfangen zu können, weil er diesen Abend bei einem seiner Freunde zu Gaste gebeten sey. Dieser — fuhr

er fort — feyere heute den Geburtstag seines ihm vor Kurzem anvermählten Weibchens, und gedenke allen seinen Bekannten einen Schmaus zu geben, der bis in die tiefe Nacht währen solle. „Uebrigens“ — setzte mein Begleiter hinzu — „stehe ich mit dem Herrn vom Hause auf einem so vertrauten Fuße, daß er meine Freunde auch als die seinigen betrachtet, und haben Sie Lust, mit einem Tokayer von der vorzüglichsten Sorte Bekanntschaft zu machen, so folgen Sie mir ohne Verzug in die Wohnung des wackern Mannes.“

Als ein Freund geselliger Freuden ließ ich mich leicht bewegen, diese Einladung anzunehmen. Es war bereits dunkel geworden, als wir das Ziel unseres Weges erreichten. Wir traten in die festlich erleuchteten Zimmer, wo sich bereits eine zahlreiche Gesellschaft beiderlei Geschlechts eingefunden hatte. Ich ward von meinem Führer dem Herrn vom Hause vorgestellt, und als einem Fremden mir der Vorzug eingeräumt, meinen Platz zwischen der Königin des Festes und ihrem fröhlich gestimmten Gatten einzunehmen.

Köstliche Speisen wurden aufgetragen, noch köstlichere Weine, am köstlichsten dünkten mir jedoch

die Damen, welche das Feuer und die berauschende Kraft jenes Getränkes besaßen, ohne dessen Säure angenommen zu haben.

Da unter diesem Himmelsstriche, auch das schöne Geschlecht von besonderer Güte ist, so konnte ich mir es nicht erklären, warum die wackern Magyaren, welche alle Erzeugnisse ihres ergiebigen Bodens als einen Handelsartikel betrachten, dennoch ihre Weiber nie unter die auszuführenden Waaren klassifizirten? In der That ist das zuvorkommende Wesen dieser Evenstöchter sehr zu loben. Sie lassen ihren Seladon nie zu lange an ihrem Liebesfeuer braten, sondern genießen ihn am liebsten, wenn er noch halb roh ist.

Der verheirathete Theil des schönen Geschlechts zeichnet sich durch einen seltenen psychologischen Scharfblick aus, daher die Ehemänner in der Regel ihren Frauen die Wahl eines Erziehers, und Sprach- oder Musikmeisters für den Unterricht der Kinder überlassen. Das Wort Madame ist den vermählten Schönen dieses Landes noch verhaßter, als jenem deutschen Kunstrichter, der dem Corneille zum Vorwurfe macht, daß er seinen Cinna eine Römerin: „Madame!“

titulirен ließ. Mir ward sogar ein junger Mann gezeigt, den dieses verhängnißvolle Wort um eine vortreffliche Stelle gebracht hatte, die ihm mit Hülfe eines vorgezeigten Empfehlungsbriefes schon so viel als zugesagt worden war.

Diese vielfältigen Erfahrungen beschäftigten, durch den Anblick der mir vis-á-vis sitzenden Schönen wieder in Erinnerung gebracht, meine Gedanken, als der heiter gestimmte Wirth meine Zerstreuung bemerkte, und sie neckend einer andern Ursache Schuld gab.

Nachdem ich einige Minuten den übrigen männlichen Gästen zur Zielscheibe ihrer Witzpfeile gedient, lenkte sich das Gespräch auf einen Gegenstand, der noch häufiger als das Wetter herhalten muß, wenn es an anderm Stoffe zur Conversation zu mangeln pflegt, nämlich: das Theater. Man erinnerte sich an die einst beliebte Schauspielerin Mad. Walla, welche voriges Jahr diese Stadt verlassen, und deren Reize, wie die Sonne, alle Stände erwärmten. Man hatte sie lange Zeit verkannt, und sie aristokratischer Gesinnungen beschuldigt, weil sie nur den zahlreichen ungarischen Adel ihre noch zahlreichern Schulden bezahlen ließ. Aber bald ward das verehrungswürdige Pub-

likum von seinem Irrthume geheilt, wozu folgender Vorfall Gelegenheit gab. An einem ihrer Benefizabende hatten sich ihre zahllosen Bewunderer im Schauspielhause eingefunden. Die Benifiziantin erlaubte sich zu den in der Rolle stehenden Worten: „Alles verläßt mich" noch hinzuzusetzen: „selbst der Wichsfabrikant in jener Ecke, obgleich er mir die Ehe versprochen," und deutete zugleich mit dem Finger ins Parterre. — Durch diese naive Expectoration fanden sich sämmtliche Zuschauer nicht wenig gerührt. Auch der Wichsfabrikant war es — vom Schlage, und er, der so viele Jahre die Schuldenlast der Künstlerin standhaft getragen, wurde jetzt selbst mehr todt als lebendig aus dem Parterre getragen. Aber der Mann, dem alle Stiefel und Schuhe seiner Mitbürger ihren Glanz verdankten, sollte nicht durch ein theatralisches ex tempore untergehen. Er sitzt noch bis auf diesen Tag in seiner Bude in der Brückengasse.

Dieser Theateranekdote ließ der heiter gestimmte Wirth zum nicht geringen Ergötzen seiner Gäste eine andere noch spaßhaftere folgen, die sogar das Interesse des Auslandes in Anspruch zu nehmen vermöchte.

„Als sich" — begann der Erzähler von Neuem

— „der Journalist Saphir noch in unserer Stadt aufhielt, konnte es ihm hier wie überall nicht an Feinden fehlen, welche ihm seine verletzende Redeweise zuziehen mußte; aber Wenige achteten auf ihn, sondern man suchte ihm bloß aus dem Wege zu gehen, und gänzlich ihn zu ignoriren. Die Schauspieler jedoch, deren Beruf sie täglich seinen boshaften Anmerkungen preis gab, wurden von seinem Geifer am meisten bespritzt, ohne sich dagegen schützen zu können, denn Saphir besaß das schätzbare Talent, selbst dem Ehrwürdigsten eine lächerliche Seite abzugewinnen. Ein Schauspieler, dem er am häufigsten zuzusetzen pflegte, dichtete daher folgendes Epigramm auf seinen Recensenten:

„Herrn Saphirs Witz ist dem ....
Unähnlich nicht der kranken Alten;
Umsonst sucht er sich abzumüh'n
Ein Weilchen nur ihn zu verhalten."

Es war voraus zu sehen, daß der Journalist dadurch am wenigsten zum Schweigen gebracht werden würde. Er spendete seinen Witz gegen den Epigrammatisten in den Zeitungen noch reichlicher als zuvor aus. Der beleidigte Künstler rächte sich aber auf eine noch eclatantere Weise. Er hatte zu sei-

nem Benefice Ad. Bäuerle's Posse: „Die falsche Prima Donna" gewählt. Dieses Stück gehört zu den beliebtesten bei unserm Publikum, und da es nach langer Abwesenheit wieder auf dem Repertoire erschien, strömte eine zahlreiche Masse in das Theater. Saphir, der niemals ausblieb, fehlte auch diesen Abend nicht. Endlich beginnt das Stück. Die handelnden Personen kommen und gehen. Aber itzt erscheint auch Zeitungsschreiber Pfiffspitz unter ihnen, dessen Gesichtszüge auf eine auffallend ähnliche Weise an Saphir erinnerten, selbst die ungeheuere Nase fehlte nicht, so daß man zu glauben sich geneigt fühlte, als hätte der Darsteller des Pfiffspitz wie die Schauspieler bei den Alten zu thun pflegten, sich einer Larve bedient. Selbst der Dialekt und die Haltung des Originals war dem Künstler glücklich zu copiren gelungen. Schnitt und Farbe seines Kleides glichen vollkommen dem Rocke, welchen das im Parterre befindliche Original auf dem Leibe hatte. Ein allgemeines Gelächter war die Folge dieser scherzhaften Ueberraschung. Von Schaam und Wuth ergriffen stürzt Saphir aus dem Theater, erscheint jedoch bald hernach in einem andern Kleide. Aber kaum hat er seinen Platz wieder eingenommen,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

als Pfiffspitz in einem Gewande aus der Kulisse hervortritt, das an Schnitt und Farbe demjenigen, welches Saphir jetzt angelegt hatte, nicht minder gleich sah, als das vorige Kleid des Schauspielers dem ersten Rocke des Journalisten. Der Tumult bricht in noch stärkerm Maaße aus, und der gute Mann, der sich itzt selbst zum Gegenstande des allgemeinen Spottes herabgesetzt sieht, verläßt auf immer das Schauspielhaus, und kurze Zeit hernach auch unsere Stadt.''*)

Ich konnte nicht umhin den Erzähler aufmerksam zu machen, daß ein einzelnes Individuum unmöglich den ganzen Stand der Recensenten in Verruf bringe; und fügte hinzu, daß ich selbst aus dieser Stadt ihm einen Theaterkritiker als ehrenvollen Beweis meiner menschenfreundlichen Behauptung aufführen könnte, der immer eher Lob als Tadel mit vollen Händen auszustreuen pflege. Auf die Frage: „Wer dieser Wackere sey?'' nannte ich meinen

*) Da lobe ich mir das schonendere Verfahren der Berliner, welche Saphir nur in der Gestalt eines Affen, nicht aber in seiner eigenen auf die Bühne gebracht haben.

Anmerk. d. Setzers.

Freund Apist. Aber ein schallendes Gelächter war die einzige Antwort. Als der Wirth mein Erstaunen bemerkte, nahm er eine ernstere Miene an, und hielt sich verpflichtet, mich aus einer angenehmen Täuschung zu reißen, Er bemerkte, der Charakter meines Freundes sey keinesfalls geeignet, diesen in einem günstigen Licht erscheinen zu lassen; am wenigsten bezeugte er aber Lust, ihn als Muster eines wahren Freundes aufzustellen, indem Apist an mehreren Orten mich zu verleumdem gesucht, und mich überhaupt auf eine Weise geschildert habe, mit der ich schwerlich einverstanden seyn könnte; und die Aechtheit seiner Aussage wußte der edle Warner durch Anführung von Ohrenzeugen zu bekräftigen.

Dieser schändliche Charakterzug erregte in mir einen solchen Unwillen, daß ich nicht nur für diesen Abend verstimmt wurde, sondern den längern Aufenthalt in einer Stadt verleidet fand, in welcher ein Undankbarer lebte, dem ich durch meine Freigebigkeit seine Existenz erträglicher zu machen gesucht.

Ich beschäftigte mich daher mit dem Plane zu einer schnellen Abreise, da zum längern Verweilen

mir ohnehin ein Vorwand mangelte. Doch beschloß ich, noch einmal den Schändlichen zu sprechen, und ihn ahnen zu lassen, wie gut ich von seinen Gesinnungen gegen mich unterrichtet sey.

Ich begab mich daher am folgenden Morgen zu ihm, und zeigte einen Aufsatz vor, welchen ich erst um Mitternacht niedergeschrieben. Ihn suchte ich aber glauben zu machen, daß ein Streit über die wirkliche Existenz von Freunden und Gespenstern, der gestern in einem schöngeistigen Zirkel entstanden, mich zu dieser Schrift veranlaßt hätte, in welcher ich die bezweifelte Existenz eines wahren ungeheuchelten Freundes, durch das Beispiel meines guten Apist begeistert, zu beweisen gesucht; und von dem glücklichen Erfolge meiner Dialektik aufgemuntert, auch zur Beweisführung für die Wirklichkeit der Gespenster überging.

Apist versicherte mich, daß er sich ungemein freuen würde, zu erfahren, auf welche Weise es mir gelungen sey, dieses schwierige Thema so glücklich zu behandeln. Ich nahm das Papier zur Hand und las:

Betrachtungen über die Worte: Freund und Geist.

— — — — — — Absentem qui rodit amicum
Qui non defendit alio culpante — — — — — —

Horat.

„Nur ein Anfall von Spleen konnte Herrn Mison auf die sonderbare Behauptung bringen, daß ein Freund eben so unmöglich in der wirklichen Welt anzutreffen sey als ein — Geist, und daß beide bloß in den Wörterbüchern zu finden; denn je reiflicher ich diesen Gegenstand bedenke, desto gründlichere Beweise bieten sich mir für die wirkliche Existenz eines Freundes im bürgerlichen Leben dar, und insofern es als wahre Freundschaft betrachtet werden kann, wenn mein Gefährte trotz der von mir zu genießenden Vortheile sich nicht scheuet, mir meine Mängel selbst ins Angesicht zu rügen, so muß Apist, der diese Pflicht eines wahren Freundes nie bei mir verabsäumte, mich in der That die Möglichkeit eines solchen glauben machen; und der Einwurf, daß Jener zuweilen in Gesellschaften meine Fehler und Schwächen zum Besten gegeben, verdient nur als ein neuer Beweis seiner Redlichkeit und Zuneigung gegen mich

betrachtet zu werden, indem er mir zu Liebe die häßliche Rolle eines Spions zu übernehmen nicht verschmähete, weil er es in der Ueberzeugung that, daß die Gesinnungen fremder Leute gegen unsre Lieben zu erforschen, auf jenem Wege am leichtesten zu erlangen sey, wenn man sich für einen Ueberläufer ausgiebt, und zum Scheine die Schwächen des vorgeblichen Feindes mittheilt. Sind deren nicht viele, kann man einige zu diesem Behufe erdichten, denn auf diese Weise gehen die guten Leute am ehesten in die ihnen gelegte Falle, und äußern was ein gewandter Spion nur zu hören wünscht. Es läßt sich selbst denken, daß, sobald Jene durch diese Kriegslist getäuscht, zu einem feindlichen Ausfalle auf den Abwesenden Miene machen, dessen Vertreter die Maske nicht so schnell abnehmen dürfe, vielmehr muß, um noch mehrere Aeußerungen aus den Leuten herauszupumpen, der Spion die angenommene Rolle so lange als möglich durchführen, und ihre Streiche und Hiebe auf seinen Freund, der Täuschung halber, wie ein gemeinschaftlicher Feind zu unterstützen bedacht seyn; und wenn Cicero recht hat, daß „Freundschaft eine Seele in zwei Körpern sey,“ so zeigt es zugleich von seiner Bescheidenheit, Demuth und Selbstkenntniß, wenn

er die Fehler und Mängel seines entfernten Freundes, der Gesellschaft als Sündenbekenntnisse vorzulegen nicht ermüdet, denn ist er nicht, dem Spruche jenes Römers zufolge, mit seinem Freunde Eine Person? Deshalb wäre es höchst unschicklich, Gutes von dem Abwesenden zu sprechen, weil dies, wenn auch durch eine andere Zunge ausgesprochen, doch für Eigenlob gelten würde, und: Propria laus sordet!

Da es meiner Vermuthung nach, mir gelungen, die Existenz eines Freundes in dieser Welt zu beweisen, wird es mir wohl nicht schwer fallen, den weit leichtern Beweis für die Wirklichkeit der Geister dem hartnäckigen Zweifler abzulegen. — Um den ungegründeten Einwurf, als sey ein Geist ein fabelhaftes Wesen, zu widerlegen, bedarf es nicht erst, sich auf das Zeugniß eines Swedenborg zu berufen, sondern das Publikum selbst fordere ich als einen Gewährsmann auf, und dieses muß — wenn auch wider Willen — meine Behauptung als gegründet anerkennen, sobald ich die Frage aufwerfe, warum vorzüglich jene Gattung von Schauspielen und Romanen die meiste Aufmerksamkeit findet, in welcher ein Geist das Triebrad der Handlung ist?

Verleger und Bühnendirectionen machten diese Bemerkung wohl noch früher als ich. — Ist es überhaupt Jemanden noch zweifelhaft, daß der günstige Empfang, dessen sich „die Ahnfrau" und „der Freischütz" in unserer Zeit erfreuen, aus derselben Quelle abzuleiten sey, aus welcher anzunehmen, warum in einer schönern Kunstperiode, wo der gute Geschmack noch etwas galt, „Hamlet" und „Don Juan" zu begeistern vermochten? Sollte mir Jemand einwenden: Der Hang zum Wunderbaren und Uebernatürlichen sey dem Menschen angeboren, so verweise ich ihn auf die Sucht des Publikums zu Erzählungen und Melodramen, die durch einen Kriminalprozeß Leben erhalten, und die Existenz der Schelme und Bösewichter zu leugnen, hat noch Niemand sich einfallen lassen. — Haben doch diese ohnehin mit den Geistern eine Vorliebe zur Nacht und Einsamkeit gemein. Ja die Hinneigung zum Geistigen geht jetzt so weit, vorzüglich in Deutschland, daß man für einen Schriftsteller nicht eher seine Achtung zu gestehen wagt, bis er ganz Geist ist, und den irdischen Rock im buchstäblichen Sinne ausgezogen hat. — Da nach den Worten des steinernen Gasts im Don Juan „Gei-

ster nicht der irdischen Nahrung bedürfen," so halten Verleger und Leser eines Autors mit Recht nichts für überflüssiger, als diesen mit Lebensmitteln zu versorgen, ja sogar für Sünde, weil dies ein Gebrauch vieler heidnischen Völker des Alterthums gewesen, den Geistern ihrer abgeschiedenen Verwandten Speisen und Getränke auf das Grab zu legen. Sollte diese altrömische Sitte etwa zur Behauptung führen, daß Geister zuweilen auch nach irdischer Kost Gelüsten tragen, was durch die in der Schillerschen Uebersetzung vorkommenden Worte Macbeths: „Mit Geistern habe ich zur Nacht gegessen" noch mehr Grund erhält, so sehe ich nicht ein, wie dies auch auf die schönen Geister zu beziehen sey, von welchen die tägliche Erfahrung lehrt, daß sie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu entbehren gelernt, was sie der Gleichgültigkeit anderer Menschenkinder für ihr Schicksal Dank wissen mögen, die so sehr als möglich den Umgang mit Geistern scheuen, wenn diese physischen Augen sichtbar umherwandeln. Eben so groß, als ihre Abneigung gegen solche, ist jedoch ihre Verehrung der Unsichtbaren, welche nur das geistige Auge zu bemerken vermag. Selbst die Gleich-

gültigkeit, guter Apist, welche Du für diese Abhandlung beweisest" — schloß ich — „gilt mir als der treffendste Beweis, daß du keinen solchen Geist darin zu finden vermagst."

In der That hatte Apist nicht nur unverkennbare Beweise der Gleichgültigkeit, sondern auch der Langeweile durch häufiges Gähnen an Tag gelegt, und die Gewissensprobe, welche ich auf diese Weise mit ihm, wie einst Hamlet mit seinem Oheim vorgenommen hatte, konnte nur als ein neuer Beleg meines gänzlichen Mangels an Menschenkenntniß angeführt werden, denn welcher Sterbliche hat noch im Spiegel der Satyre sein eigenes Bild erkennen wollen?

Da auf eine indirecte Art dem guten Apist nicht beizukommen war, so erklärte ich ihm ohne Umschweife, daß seine Handlungsweise mich zur Abfassung dieser Schrift aufgefordert hätte, und ohne seine Vertheidigung abzuwarten, mied ich auf ewig seine Person.

Am Abende vor meiner Abreise schrieb ich noch folgende Bemerkungen über Pesth und seine Bewohner in mein Tagebuch:

„Der Magyar gleicht seinen Nachbarn den Türken in mehr als einer Hinsicht. Die sinnlichen Vergnügungen ersticken in ihm den Reiz für geistige Zerstreuungen. Die allgemeinen und besuchtesten Versammlungsorte bilden hier wie im Oriente die Kaffeehäuser; an Pracht und Eleganz wetteifern sie nicht nur mit denen Wiens, sondern verdienen sogar ihnen vorgezogen zu werden. Die Hofräume der Häuser erinnern hinsichtlich ihrer weiten Ausdehnung gleichfalls an die orientalische Bauart. Den geräumigen Hausflur füllen zur Meßzeit die vielen Bauerwagen, vor welchen die Pferde selbst in der kältesten Jahrszeit zur Nacht angespannt bleiben, und die Eigenthümer der Pferde gehen ihren Thieren mit einem Beispiele der Abhärtung voran, denn sie liegen die Nacht hindurch in ihre Schafpelze gehüllt unter freiem Himmel auf dem harten Pflaster. Als ich mich über dies Schauspiel verwundert zeigte, versicherte mich ein Nachbar, daß auf der Straße nach Debrezin, das seiner stark besuchten Messen wegen oft befahren wird, und demungeachtet eine

ganze Tagreise weit zuweilen keine Schenke sichtbar ist, die Fuhrleute gezwungen werden, das Nachtquartier unter der Sternendecke aufzuschlagen. Damit nicht irgend ein Schelm während ihres Schlafes Wagen und Pferde weiter führe, legen sich ihre Führer zwischen die Räder. Diese heroischen Seelen sind nicht selten Hochwohlgeboren, und geben an Ahnenstolz den spanischen Bettel-Dons nichts nach.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß der diesem Volke eigne Nationalstolz manches Gute fördere, und das Streben, an großstädtischem Sinne hinter ihren gebildetern Nachbarn, den Wienern, nicht zurückzubleiben, bewirkt, daß die übrigens erbärmliche Zeitschrift: „Iris" als ein vaterländisches Institut über Verdienst unterstützt wird. Aus diesem Grunde ist es zu erklären, daß die im Saale: Zu den sieben Churfürsten häufig gegebenen Concerte fast immer besucht sind, und die Schauspielhäuser zu Pesth und Ofen, obgleich in beiden täglich gespielt wird, selten leer bleiben. Auch von der Erbauung eines dritten Theaters, auf welchem Stücke in ungarischer Sprache gegeben werden sollten, ist oft schon die Rede gewesen. Reisende Künstler speculiren daher selten schlecht, wenn sie es nicht verwerfen auch diesen ent-

legensten Theil der cultivirten Welt zu besuchen; denn giebt es unter den ungarischen Großen auch wenige Kenner vom Fache, so sind doch alle, was wünschenswerther ist, freigebige Mäcenaten. Hinsichtlich des großstädtischen Sinnes darf sich Pesth unbedingt mit den ersten Residenzen Deutschlands messen.

Oeffentliche Gärten werden hingegen von Freunden der Natur hier stark vermißt. Nur das Stadtwäldchen, dessen höchst anmuthige Lage der Donau gegenüber, durch die langen Alleen und schattigen Gänge einen noch größern Reitz gewährt, ersetzt den Pesthern den Wiener Prater. Selbst an schönen heitern Wintertagen findet man hier die elegante Welt versammelt, und schon um die Mittagszeit setzt sich der Zug der zahlreichen und glänzenden Equipagen dahin in Bewegung, welche die große Masse der Fußgänger auf beiden Seiten in dichte Staubwolken verhüllen, denn der sandige Boden giebt den Wechsel der Witterung hier nur durch Staub oder Morast zu erkennen. In den Hauptstraßen der Stadt sind jedoch bereits ein besseres Pflaster und schöne Trottoirs zu finden. An Denkmählern alterthümlicher Baukunst mangelt es hier gänzlich, da Pesth unter die

jüngsten Städte Europas gezählt wird. Die öffentlichen Gebäude gewähren — das vom Kaiser Karl VI. erbauete Invalidenspital ausgenommen — keinen imposanten Anblick. Die im Franziskanerkloster befindliche Universitäts-Bibliothek ist höchst mangelhaft.“

Viertes Kapitel.

Drei Tage auf der Landkutsche.

Die Maschine, in welcher ich von Pesth nach Wien geschafft werden sollte, war selbst bis in den kleinsten Theilen einem bezauberten Schlosse ähnlich. Auf der Außenseite, dem Kutschbock, hatte sich ein riesiger Ungar hinpostirt, dessen Schnurbart von Sonnenaufgang bis Niedergang reichte, und dessen hoch geschwungener Peitschenstiel wie ein Zauberstab zwei Pferde — nein! zwei Lindwürmer in Bewegung setzte, deren stets geöffneter Rachen vergeblich — nach Futter schnappte. Der Hunger hatte ihnen längst die schlanke Taille der Würmer verschafft, und sie krochen auch wie diese. Den hintern Theil dieses verzauberten Castells zierte ein in die Wolken ragender Thurm, jedoch nicht von massiven Qua-

dersteinen, sondern von Koffern und Kisten aufgeführt. Im Innern des Wagens, wo ich meinen Sitz genommen, fand ich eine verwunschene Prinzessin, die, weil sie die Forderungen der Fee „Mäßigkeit" nicht befolgt hatte, deren Zorn auf sich geladen, und zur Strafe in diese häßliche Hülle gezaubert worden war. Als eine Prinzessin stammte sie auch aus adeligem Blute, welches in Ungarn nicht selten in den Adern manches Schweinehirten zu finden ist. Ihre Duenna eine betagte Holländerin, saß ihr als Ehr- und Tugendwächterin zur Seite, um an die seligen Zeiten zu erinnern, wo noch Angriffe auf die Unschuld ihrer Gebieterin zu befürchten waren. Als ich mich nach Verlauf einer Stunde schon in Ofen sah, zweifelte ich, da ich nicht das mindeste Vorwärtsschreiten bemerkt hatte, gar nicht mehr, daß ich mich in einem verzauberten Kastell befände, und ein ähnliches Abenteuer, wie einst einen Don Galaor oder den tapfern Belianis, diesmal auch mich erwarte. In Ofen ließ der riesige Wächter und Castellan die Zugbrücke (den Wagentritt) herab, und ein geistlicher Herr stieg ein, die Gesellschaft zu vermehren. Er war aber nicht der Letzte, denn vor Alt-Ofen harrte ein

modern gekleideter junger Mann an der Landstraße dem Heranschreiten des beweglichen Gebäudes mit Sehnsucht entgegen, um sich ebenfalls einzusetzen.

Dies veranlaßte mich zu der scherzhaften Bemerkung, daß eine Landkutsche einem Frauenzimmer in manchen Stücken zu vergleichen wäre, denn abgesehen von dem ewigen Gerassel und Geklapper, das beide so unerträglich macht, und zwar um so mehr, weil sie dennoch nie zum Ziele kommen, sind sie sich auch insofern ähnlich, daß derjenige, welcher in das Herz einer Dame oder Landkutsche eingestiegen, sich sehr getäuscht sieht, wofern er sich allein für den Glücklichen hält, denn jede Viertelstunde macht er die Bekanntschaft eines neuen Mitbewerbers, und man darf daher den Versicherungen der Schönen und Landkutscher, sich für den Einzigen halten zu dürfen, niemals Glauben schenken.

Dies Gleichniß wollte dem weiblichen Theile der Gesellschaft nicht besonders gefallen. Ein solcher Eingang der Conversation gab den Frauen einigen Grund während der Reise jedes meiner Worte mit der Aengstlichkeit eines Censors abzuwägen, auch waren sie übrigens, wie alte und häßliche Damen gewöhnlich thun, die unerträglichsten Tugendheldinnen, so wie umge-

kehrt eine Sängerin, die zu hören das Publikum am wenigsten Verlangen trägt, den Theaterdirector am seltensten durch Heiserkeiten in Verlegenheit setzt. Und so würde Grabesstille fortwährend in dem alten Kutschkasten geherrscht haben, wenn nicht, die Langeweile von sich abzuwehren, der Mönch mit gellender Stimme mittelst einiger Kirchenlieder der Gesellschaft eiven Ohrenschmaus zum Besten zu geben, beabsichtigt hätte. Als er zum Stabat mater und Dies irae kam, stimmte ich herzhaft ein, und gewann mir dadurch die Zuneigung des Priesters, welche mir ein Gleichniß bei den Damen verscherzt hatte; ein sprechender Beweis, wie weit beneidenswerther auf dieser Erdenpilgerschaft das Loos eines Sängers als das als eines Satyrikers sey. — Der junge Mann, welcher die fünfte Person im Wagen war, sah scheel wie ein alter Junggeselle auf das Glück verehlichter Leute, auf den Priester und die Dame, von denen jeder einen Theilnehmer des Gespräches gefunden. Er strebte daher durch eine mir vorzulegende Frage meine Aufmerksamkeit von dem Mönche abzuziehen. Er fragte mich nämlich, ob ich in Wien einige Zeit mich zu verweilen gedenke? Als ich seine Vermuthung bestättigte, hatte er die Gefäl-

ligkeit, mich auf einen dort mir bevorstehenden Kunstgenuß aufmerksam zu machen, indem auf dem Hofburgtheater Shakespeare's: „Kaufmann von Venedig“ neu einstudiert werde, auch dem Vernehmen nach, Herr Costenoble die Rolle des „Shylok“ übernommen habe, und von einem so ausgezeichneten Bühnenkünstler ließe sich allenfalls Außerordentliches erwarten. Das Gerücht hatte sich — setzte er hinzu — schon vorigen Monat, bevor er noch die Residenz verlassen, unter den Theaterfreunden verbreitet. — Meine Replik auf diese Neuigkeit, die er mir mitzutheilen so gütig gewesen, befremdete ihn nicht wenig. Ich erwiederte nämlich, daß eine mittelmäßige Operncomposition im Kärntnerthor-Theater mein Interesse eher in Anspruch nehmen werde, als dieser hochgepriesene venetianische Kaufmann. „Bei aller Bewunderung für den unsterblichen Britten“ — fügte ich hinzu — „werde ich mich doch nie verleiten lassen, mit den blinden Enthusiasten auch seine verfehlten Geistesproducte als vollendete Meisterwerke anzustaunen.“

Der starr auf mich gerichtete Blick des Wieners ließ mich vermuthen, daß meine kühne Aeußerung seine Verwunderung in einem nicht geringen Grade

erregt haben müsse. Ich suchte meine Ansicht durch die an ihn gestellte Frage zu rechtfertigen, ob denn die in diesem Schauspiel allenthalben verletzte Wahrscheinlichkeit etwa den großen Genius verriethe?

„Ich gestehe" — setzte ich hinzu — „daß zwei der gelungensten Dramen dieses großen Dichters „Hamlet" und „Lear" auch nicht ganz frei von diesen Mängeln sind, doch werden sie — die Anachronismen ausgenommen — nur jenem Zuschauer oder Leser störend entgegen treten, der mit kritischer Genauigkeit die Analysis eines Kunstwerks bis in die kleinsten Theile vorzunehmen beabsichtigt. Aber die sorgfältige Anlegung des Plans, das bis zur Katastrophe fortwährend gesteigerte Interesse und die scharfe Charakterzeichnung verrathen auf den ersten Anblick die Schöpfungen des großen Meisters. Nicht so gewissenhaft sehen wir diese ersten Anforderungen an ein dramatisches Kunstwerk im „Kaufmann von Venedig" erfüllt, denn hat es jemals einen Juden gegeben, der einige Tropfen Christenblut einer schönen runden Summe Geldes, wenn ihm die Wahl zwischen beiden blieb, vorgezogen hätte? Muß nicht Jessika's Handlungsweise das moralische Gefühl weit mehr verletzen, als der durch so vielfältige Ursachen

aufgereitzte Charakter ihres alten Vaters, dem sein eigenes Kind noch schlimmer als die vielen Feinde mitspielt, unter welchen er umher wandeln muß? Scheint nicht der Dichter sogar alle seine Erfindungskraft aufgeboten zu haben, dieses weibliche Ungeheuer, das den alten Vater und Wohlthäter ausplündert, und einem leichtfertigen Jungen sich in die Arme wirft, in dem schönsten Lichte hervortreten zu lassen, und dadurch gleichsam Jessikas doppelte Verletzung, der edlen Weiblichkeit sowohl, als der heiligen Kindespflicht gewissermaaßen zu billigen? Ist es wohl möglich, daß ein Prinz im heißen Afrika von der Schönheit einer venetianischen Bürgerstochter gehört, und sich eiligst auf den Weg gemacht hätte, um derselben Herz und Thron anzubieten, sodann aber, wie die Prinzen in Gozzi's Märchen, sich mit Versen abspeisen zu lassen? Endlich frage ich, haben, um dem Dichter aus der Verlegenheit zu helfen, diesmal vielleicht die venetianischen Richter ihre sonst so steifen Amtshandlungen bei Seite gesetzt, und einem fremden milchbärtigen Advokaten so ganz ohne Umstände ihren Platz eingeräumt, ohne von ihm die Vorzeigung seines Doctordiploms zu verlangen? Und sollte Portia den sonderbaren Rechtsvor-

fall voraus geahnt, und deshalb bei Zeiten ihre Rolle eines Advokaten einstudiert haben, den sie in Redestyl und Haltung so glücklich zu copiren weiß, daß die ganze Versammlung einen practischen Advocaten vor sich zu haben glaubt? Nebstdem, ist Portia wirklich die reiche Erbin, wie sie durch Pracht und Freigebigkeit in der ersten Hälfte des Stückes zu beweisen sucht, so ist sie bisher gewiß nicht unbemerkt geblieben, und ihre Physiognomie den Bürgern Venedigs viel zu bekannt, als daß unter der im Gerichtssaale anwesenden Menge sie auch nicht Einer trotz ihrer Vermummung erkannt haben sollte. Auch theilen die venetianischen Damen nicht die Eingezogenheit ihres Geschlechts im Orient, um glauben zu lassen, daß eine reiche heirathsfähige Dame den Einwohnern einer Stadt ganz unbekannt bleiben würde. Nebstdem nähert sich die Katastrophe des Dramas mit dem vierten Acte, und der letzte Aufzug ist daher nur das fünfte Rad am Wagen. — Zweifeln Sie wohl" — schloß ich diese lange Rede — „daß wenn ein angehender Dichter unserer Zeit dieses Produkt als sein erstes Erzeugniß einem Theaterdirector anböte, und falls sich dieser, was jedoch schwer zu glauben ist, zur Annahme desselben geneigt fühlte,

dessen Aufführung ein allgemeines Zetergeschrey der Kritiker zur Folge haben würde?"

Der junge Mann stimmte meiner Meinung gänzlich bei, und fügte die richtige Bemerkung hinzu, daß die enthusiastische Bewunderung des Shakespeare dem Rufe des großen Dichters weit nachtheiliger sei, als seine Verehrer wohl sich träumen ließen, und daß ihre zu weit getriebene Vergötterung über kurz oder lange den Priestern sammt ihrem Götzen gefährlich werden könnte. Schon hat Raupach durch diese herrschende Thorheit unserer Zeit einen dankbaren Stoff zu einem guten Lustspiele*) erhalten, und die Theilnahme, dessen es sich bereits auf mehrern Bühnen erfreuet, zeigt deutlich, daß Mancher bereits aus dem enthusiastischen Taumel erwacht, und Löwenklau nicht ein Geschöpf der dichterischen Einbildungskraft, sondern ein aus dem Leben gegriffenes Bild sey, von welchem mehrere Exemplare in großen Städten umherwandeln.

Von Shakespeare lenkte sich das Gespräch auf seine Commentatoren. — „Kein Dichter" — bemerkte der Wiener — „ist so oft mißgedeutet und

*) Kritik und Antikritik.

falsch verstanden worden, als eben der große Britte. Wir Deutschen verfahren aber noch unbarmherziger mit ihm als seine Landsleute. Die Sucht, sich bemerkbar zu machen, und einen Vorgänger zu verdunkeln, verursacht, daß wir uns exemplarisch abquälen, um dieser oder jener Stelle einen andern Sinn unterzulegen, als ältere Commentatoren heraus finden wollten. Die Bewunderung des eigenen Scharfsinns geben wir dem Publikum als Aufmerksamkeit und Staunen über die Geistesfülle des Dichters aus. Jeder Zote, die dem englischen Wollhändler entschlüpfte, wird eine tiefe welthistorische Bedeutung untergeschoben. Actäon ward von seinen Hunden nicht minder geliebt, als Shakespeare von seinen Auslegern. Aber der thebanische Jagdfreund und der englische Wilddieb mußten dennoch, der Erstere mit dem Leibe, der Andere mit seinem Geiste die hungrige Koppel füttern. Die Bibel und Homer haben vielleicht nicht so viele Ausleger erhalten, als ein einziges Trauerspiel jenes Britten. Der Eine sucht im Hamlet den Helden des Stückes, der Andere im König. Diesem ist der Prinz der Inbegriff aller zu einem Helden erforderlichen Eigenschaften, Jener nennt ihn feige und weibisch, der statt den Tod seines Vaters

zu rächen, wovon er ewig spricht, Schauspielern dramaturgische Vorlesungen hält, und Höflingen Nasen dreht. Ein Fünfter hält Laertes für den Helden, den Prinzen aber als vollkommen verrückt, der blos lucida intervalla hat. Der Sechste meint: Hamlets Wahnsinn sey nicht von der ächten Sorte, sondern bloß ein Deckmantel seiner Handlungen, auch findet er den König gar nicht so boshaft und verstockt, als Einige ihn machen wollen. Der Siebente giebt den Prinzen für wirklich verliebt aus, was der Achte bestreitet, und mit Gründen darthut, daß Hamlet, um den Oheim und die Mutter über seine Absichten mit ihnen in Ungewißheit zu lassen, Opheliens Herzensfrieden zum Opfer bringen mußte.

So haben die ernsthaftesten Nationen Europa's, Deutsche und Britten, keine wichtigere Angelegenheit als über ein Theaterstück Folianten zu schreiben, und machen den Franzosen Seichtheit und Oberflächlichkeit zum Vorwurfe, weil sie die Gaben der Poesie bloß genießen, und nicht darüber grübeln wollen. In Deutschland muß jetzt die Dichtkunst, wie in Athen ehemals die Philosophie, ein Heer müßiger Sophisten ernähren.

Dante, Tasso und Göthe in seinem „Faust“

sind von den Auslegern auf eine andere noch viel bequemere Weise interpretirt worden. Die Allegorie ist der größte Tummelplatz für die Phantasie eines Commentators. Wie leicht es sey, jede beliebige Handlung eines Gedichtes in eine Parabel und Geschichte in Mythen umzugestalten, will ich in einem Beispiele darthun. Ich finde mich bereit, der ersten besten Erzählung, die Sie, mein Herr! vorzutragen die Güte haben wollen, nach meiner Weise eine Bedeutung unterzulegen, an die Niemand zuvor gedacht haben kann, und welche zu widerlegen, Sie dennoch nicht im Stande seyn sollen.“

„Wohlan! ich gehe Ihren Vorschlag ein!“ erwiederte ich, und schickte mich an, ihm eine Probe meines Erzählertalentes abzulegen. Ich dachte absichtlich lange nach, um eine solche auszusinnen, welche durch das Prosaische und Alltägliche ihres Inhalts, aller Reize des Abenteuerlichen und Märchenhaften entbehrend, das Interpretationsgenie in nicht geringe Verlegenheit setzen sollte. Endlich begann ich, wie folgt:

„Die stürmischen Zeiten der französischen Revolution hatten manchen friedliebenden Bürger bewogen, sein geliebtes Vaterland auf ewig zu verlassen,

und den Schutz fremder Regierungen anzuflehen, weil er den Wunsch eines so kostbaren Geschenkes als die französische Freiheit war, die durch das Blut vieler Tausende erkauft werden mußte, nicht gehörig zu schätzen verstand. Jean Goutier, ein reicher Gutsbesitzer aus der Provence mischte sich unter die zahllosen Auswanderer, die den heimathlichen Boden und Frankreichs mildes Klima gegen die rauhe Luft des deutschen Nordens und das neblige Eiland der Britten eintauschen sollten. Goutier hatte gleich beim Ausbruche der bürgerlichen Unruhen seine Landgüter zu verkaufen gesucht, und mit dem daraus gelöseten Gelde sich nach Deutschland gewendet.

Obwohl in einem noch jugendlichen Alter war er dennoch schon beider Eltern beraubt, und er hatte in seinem ältern Bruder Maurice den einzigen Verwandten im Vaterlande zurückgelassen. Jean hatte bei seiner Ankunft in Berlin ein zum Verkaufe ausgebotenes Haus in dem belebtesten Theile der Residenz sogleich an sich gebracht, begann auf großem Fuße zu leben, und warf sich zum Gönner und Beförderer der schönen Künste auf. So konnte es nicht fehlen, daß jedes hülfsbedürftige Talent nicht nur durch seine Freigebigkeit vor Mangel und Armuth,

diesen Geist tödtenden Ungeheuern beschirmt ward, sondern es benutzte auch gern die heilsamen Winke eines Mannes, der so uneigennützig für das Gedeihen des Guten und Schönen zu wirken bemüht war, wenn es galt vor Abgründen zu warnen, die das vom Feuer der Begeisterung beseelte Genie, das nur selten den Boden prüft, über welchen es mehr fliegt als schreitet, zu beachten vermag. — Deutschlands Talente bisher gänzlich verkannt, sollten von einem Franzosen zuerst gewürdigt, und was noch weit mehr unterstützt werden. — Goutier fand bald ein Weib würdig seiner Wahl, die ihm zwei hoffnungsvolle Knaben gebar, von welchen die Geburt des Jüngern der Mutter das Leben kostete. Der Erstgeborne folgte ihr schon im blühenden Jünglingsalter in das Grab. Auf diese Weise ward Goutiers häusliche Glückseligkeit nur zweimal, aber heftig getrübt. Er lebte dann noch viele Jahre im Wittwerstande, bevor er zu einer zweiten Ehe schritt, die jedoch minder günstig als die erstere ausfiel.

Maurice, der bisher nur durch Briefe von den Verhältnissen seines Bruders in Deutschland unterrichtet worden, trug sich ungeachtet seines hohen Alters noch immer mit der Lieblingsidee, eine Reise

zu seinem Bruder nicht zu scheuen, um den noch einzigen und letzten Verwandten vor seinem Tode zu umarmen. Er beschloß jedoch seinen Plan geheim zu halten, um dem unverhofften Wiedersehen durch die Ueberraschung einen desto größern Reitz zu verleihen.

An einem stürmischen Herbstabende langte er in der großen Residenz Norddeutschlands an. Nur durch die aus Briefen ihm bekannte Adresse der Wohnung seines Bruders gelang es ihm noch an demselben Abende diese auszufinden, denn der Name Goutier war in Berlin gänzlich unbekannt, wohl aber hatte Johannes Gutter durch sein glänzendes Haus, das der Sammelplatz aller schönen Geister in der Residenz genannt wurde, sich einen allgemeinen Ruf erworben. Auch klangen die Namen Goutier und Gutter so ziemlich gleich, daß Maurice durch das Abweisen der Dienerschaft auf die Frage, ob der Hausherr sich Goutier nenne, zur Umkehr nicht vermocht werden konnte. Er bestand darauf als ein Fremdling aus dem Vaterlande Gutters gemeldet zu werden, und bald ward ihm der Einlaß gestattet. Bei seinem Eintreten erblickte er einen ehrwürdigen Greis an der Seite eines blü-

henden jungen Weibes. Gegenüber saß sein noch lebender zweiter Sohn Hugo, ein Jüngling von etlichen und zwanzig Jahren, und ein phantastisch gekleideter Mann von mittlerm Alter. Dieser las mit beglas'tem Auge und wichtig thuender Miene dem kleinen Zirkel aus einem Buche vor, wobei er abwechselnd alle möglichen Stimmen jedes Alters und Geschlechts nachzuahmen suchte, und dadurch vermuthen ließ, daß der Gegenstand seiner Lectüre ein Drama sey, in welchem die redenden Personen durch die verschiedenen Modulationen der Stimme des Vorlesers, den Zuhörern zu errathen wären.

Der Eintritt des Gastes unterbrach die Lectüre. Die kleine Familie starrte den Fremden verwundert an, der in so später Nacht und in Reisekleidern unvorbereitet in einen eleganten Zirkel einzutreten wagte. Aber Maurice, als wäre er ganz und gar nicht Franzose, fragte wenig nach gutem Tone, sondern warf sich seinem Bruder hastig an den Hals. Ein Strom von Freudenthränen benetzte seine Wangen, und es war ein herzerschütternder Anblick, als sich die beiden Alten in den Armen lagen, nachdem ein Zwischenraum von mehrern Decennien sie getrennt

hatte, und Erinnerungen der froh verlebten harmlosen Kinderjahre in den Seelen der Greise auftauchten.

Die Frau vom Hause gab sich, als sie aus den Reden der beiden Brüder ihre nahe Verwandtschaft abgemerkt hatte, alle Mühe, ein freundliches Gesicht zu schneiden, worin ihr der Declamator redlich beistand, dem aber die Gewandtheit der Weiber, ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen, als einem Manne fast gänzlich abging. Man las daher deutlich auf seiner Stirne die Unzufriedenheit, durch eine Kotzebue'sche Rührszene in einer interessanten Lectüre unterbrochen worden zu seyn. Nur der vortreffliche Champagner, der bei der Abendmahlzeit auf das Wohlergehen des Gastes und seines Wirthes geleert ward, verschwemmte einigermaaßen den Ingrimm des Declamators.

Erst gegen Mitternacht ward die Tafel aufgehoben. Der Gast, obgleich von den Beschwerden einer langwierigen Reise ermüdet, wollte sich dennoch die nöthige Ruhe nicht eher gönnen, bis der Wirth ihn mit seinen jetzigen Verhältnissen und dem Charakter seiner Hausgenossen bekannt gemacht haben würde.

Jean konnte die geistigen Vorzüge seiner jun-

gen Gattin gar nicht genug loben, obgleich, wie er hinzusetzte, seine erste Gemahlin Klara, eine geborne von Lobewitz, noch glänzendere Eigenschaften besessen hätte, denn die Redseligkeit und Tadelsucht seiner Morosa falle ihm zuweilen in der That beschwerlich, was er auch gar nicht zu leugnen vermöge.

„Aber lieber Bruder" — fragte Maurice — „was vermochte dich in diesen Jahren, ein so junges Geschöpf zu deiner Gattin zu wählen, als ob schon der Einfall, in einem vorgerücktem Alter sich wieder zu vermählen, nicht thöricht genug wäre?"

„Mehr Mitleid" — entgegnete Jener — mit einer hülflosen Waise, die den Gram zum einzigen Gesellschafter hatte, als gewöhnliche Sinnenlust, bewog mich zu diesem Schritte. Das unerfahrne Kind war schwach genug, ihr Heiligstes, ihre Unschuld einem Schurken zu opfern, dessen glänzendes Aeußere die Augen der Armen zu blenden vermochte. Er hatte sich für einen reisenden Lord ausgegeben, und ihr versprochen, bei seiner Rückkehr aus Italien, sie als seine Gattin nach England zu führen. Der Schändliche war jedoch nur der Bajazzo einer herumziehenden Seiltänzertruppe. Röschens Unglück rührte mich zu Thränen. Ich nahm sie in mein Haus

auf, um im herannahenden Alter ihrer Pflege mich zu erfreuen, ja ich vertrat sogar bei ihrem Bastard Vaterstelle. Aber der arme Wurm lebte nur wenige Tage, und Morosa, der die süßen Mutterfreuden versagt sind, hält sich dadurch schadlos, daß sie die häßlichen Formen und schlechte Erziehung der Nachbarskinder niemals zu tadeln unterläßt. Sie hat sich daher nicht wenig Feinde unter ihrem Geschlechte zugezogen. Dies ist der einzige Fehler, welchen ich während unseres Zusammenlebens an ihr bemerkte. Obwohl ich schon einige Jahre mit ihr vermählt bin, so versichert sie mir doch immer noch jeden Tag, daß sie ohne mich unmöglich leben könnte, und mein Tod müsse unfehlbar auch den ihrigen nach sich ziehen."

„Was hat dich jedoch zu einer Namensveränderung vermocht?" fragte Maurice.

„Rosa's inständiges Bitten" — entgegnete der Andere — „die aus besonderer Abneigung gegen Deine Landsleute auch meinen Namen deutsch umschaffen wollte. Wie oft warf sie mir vor, weil ich immer Bedenken trug, auch in diesem Stücke ihrem Willen mich zu fügen, daß jeder wandernde Perruquier Jean oder Jacques heiße."

„Rousseau war kein Haarkräusler" — versetzte

Maurice — „und führte sogar beide Namen. Endlich muß ich offenherzig bekennen, daß das Handwerk eines Friseurs, der den Kopf in Ordnung bringt, weit ehrenvoller als das eines deutschen Aesthetikers sey, welcher das Gegentheil unternimmt.“

„Da hast Du meine Gemahlin doppelt angegriffen — entgegnete Jean — „denn sie gehört zu den schöngeistigen Weibern, und meint als eine kritische Johanna d'Arc, welche die Feder statt des Schwertes führt, sich von den Musen berufen, wie ihre Vorgängerin die Britten aus Frankreich, sie hingegen die Franzosen aus Deutschland zu verscheuchen. Auch klagt sie sehr darüber, daß Deutschland im vorigen Jahrhunderte so willig fremde Fesseln trug. Du solltest nur ihre Abhandlung über die Schädlichkeit des Alexandriners lesen, die sie kürzlich niedergeschrieben; gewiß! Du würdest sodann den treffenden und scharfsinnigen Bemerkungen dieser gelehrten Dame Deine Bewunderung nicht versagen können, und mir Glück wünschen, mich ihren Gatten nennen zu dürfen.“

„Ich kann zwar nicht leugnen“ — bemerkte Maurice — „daß auch wir Franzosen an schreibenden Weibern keinen Mangel leiden. Doch hat

Deutschland noch keine **Dacier**, **du Bocage**, **Staël** u. s. w. aufzuweisen, und selbst die Leistungen dieser Damen werden mich nie überzeugen, daß schreibende Weiber nicht ihre eigentliche Bestimmung verleugnen. Ja, auch die Kritik würde nicht so sehr in Verruf gekommen seyn, wäre sie kein Frauenzimmer. Aber laß mich erfahren Jean, was der Alexandriner Deiner Ehehälfte zu Leide gethan?"

„Wohlan Maurice" — entgegnete Jean — „da Du mich gleichsam aufforderst, Dir Langeweile zu machen, so wisse, daß Rosa vor Alexandrinern einen unüberwindlichen Ekel empfindet. Am wenigsten will sie ihn im Lehrgedichte und der Tragödie toleriren. Sie klagt, und ich glaube, mit Recht, daß dies Versmaaß nur ein Pariser Spielzeug sey, und es theile nur die Mängel, nicht die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Nation, die allein es noch in Ehren hält. Sie nennt den Alexandriner schleppend, monoton, und der Himmel weiß, was noch Alles. — Rosa versicherte mich oftmals, daß sie die Feder lieber niederlegen wolle, als sich das kritische Richteramt damit zu erkaufen, daß sie Hallers „Alpen," Lichtwers „Recht der Vernunft" oder Cronegks „Codrus" zuvor bis ans Ende lesen müßte. Der

schwere Sylbenfall, der ernste bedächtige Schritt des Alexandriners, behauptet sie, vertrage sich unmöglich mit den Anforderungen an ein ächtes poetisches Talent, das im Feuer der Begeisterung die Phantasie des Lesers oder Zuhörers mit sich fortreißen soll. Der freie Aufschwung des begeisterten Sängers wird durch dies Versmaaß nur gehemmt. —"

„Beantworte mir zuvor diese Frage," — unterbrach Maurice den Redner — „soll das Lehrgedicht etwa die Vorzüge der Ode oder Dithyrambe besitzen? Ich dächte vielmehr, die didactische Poesie sey nur ein Zweig der epischen, und die philosophischen Betrachtungen eines Pope, Boileau, Haller, erfordern einen ruhigen bedächtigen Gang. Daher hat der geistreichste Kunstrichter des alten Roms die Satyre und poetische Epistel als Zweige des Lehrgedichtes Eingebungen der musa pedestris genannt. Der Alexandriner würde, wäre der Reim auch schon bei den Alten eingeführt gewesen, sicher dem zu beweglichen, rollenden Hexameter vorgezogen worden seyn, dessen würdevoller Klang dem ernsten Heldengedichte allein zusagt."

„Du wirst wohl Mühe haben" — meinte

Jean — „diese Hypothese auch für die Brauchbarkeit des Alexandriners in der Tragödie aufzustellen?“

„Nicht so sehr, als Du zu glauben geneigt bist“ — versetzte der Andere. — „Was ist der Alexandriner sonst als ein sechsfüßiger Jambus, der sich durch den Reim von den gewöhnlichen unterscheidet? Der Jambus sagt wohl der Gesprächsform des Drama am meisten zu. Wie hätten ihn sonst die alten und modernen Poeten, selbst Schiller und Göthe nicht ausgenommen, jeder andern Versart vorgezogen? Der Trochäus, welchen einige neuere deutsche Tragöden als Nachtreter Calderons in ihren Werken einzuführen versuchten, giebt dem Drama eine mehr lyrische Form.“

„Aber“ — fragte der Erstere wieder — „wie wirst Du den Reim, ohne welchen der französische Tragödiendichter nichts anfangen zu dürfen glaubt, füglich vertheidigen können? Gestehe nur, wenn der Trochäus der Gesprächsform nicht zusagt, muß der Reim offenbar die Illusion noch mehr hindern, denn hat seit Menschen denken sich jemals ereignet, daß man seinen Nachbar angereimt statt angeredet hätte? oder daß eine verzweifelnde Medea, ein von Gewissensbissen gefolterter Orest das Talent eines italieni-

6 **

schen modernen Improvisatore besessen hätte, um seine peinigenden Gefühle in den zierlichsten Reimen dem Zuhörer kund zu thun?"

„Sind etwa im „Yngurd," der „Ahnfrau," dem „Majorat," „Belisar" und so vielen andern neuesten Trauerspielen der Deutschen die Reime daraus verbannt?" — entgegnete Maurice. — „Im Gegentheile, sie erhalten hier durch den Trochäus eine noch weit größere Schädlichkeit, so daß wir wirklich statt eines dramatischen Gedichtes eine dialogisirte Dithyrambe zu hören glauben." —

„Weil Du mich an unsere neuesten theatralischen Erzeugnisse erinnerst" — unterbrach ihn Jean — „so nenne ich Dir den „Hanns Sachs," welcher an denselben Gebrechen leidet, die Du eben zu rügen wagtest. Dennoch versichre ich Dich, daß er zu den vortrefflichsten Erscheinungen der neuern Zeit gezählt wird. — Herr Geckert, der an jedem Abende in unserm kleinen Familienkreise dramatische Vorlesungen hält, und auf dessen Urtheil Morosa alles Gewicht legt, hat eben heute uns mit den vielen Schönheiten dieses Drama's bekannt gemacht. Nur Deine plötzliche Ankunft konnte ihn vermögen, die Lectüre seines Lieblingsbuches zu unterbrechen."

„Wer ist dieser Herr Geckert?" — fragte Maurice — „vielleicht Dein Schwager?" —

„Nicht doch!" — entgegnete Jean — „Ihm war in früherer Zeit die Erziehung und der Unterricht meines Hugo anvertrauet. Er hat sich aber, wie mich Rosa versichern will, um die Geistesbildung meines Sohns so verdient gemacht, daß sie mich so lange bestürmte, ihn für immer als ein Mitglied unsrer Familie zu betrachten, bis ich mich endlich ihren Wünschen fügte. Er hat gegenwärtig keine andere Beschäftigung, als die Aufsicht über meine Büchersammlung, und zeitweise dieselbe mit den neuesten Leipziger Meßprodukten, die er der Anschaffung werth hält, zu vermehren. Den Abend füllt er mit dramatischen Vorlesungen aus, in welchen er seine Stimme auf eine künstliche Weise so vielfach modulirt, daß wir wirklich Personen von verschiedenem Alter und Geschlechte reden zu hören glauben. Diese Methode konnte er uns nicht genug anpreisen, und beruft sich stets auf die schnelle Verbreitung dieser Gattung von declamatorischen Unterhaltungen in mehreren norddeutschen Residenzen, wo der Vorleser, in eigends dazu bestimmten Sälen, einen Kreis von Herren

und Damen aus der eleganten Welt als aufmerksame Zuhörer um sich versammelt sieht."

„Welche Dichter" — fragte Maurice — „findet er seiner Auswahl würdig?"

„Shakespeare, Calderon, Schiller und Göthe!" war die Antwort.

„Mit diesen macht „Hanns Sachs" Brüderschaft?" — fragte Jener wiederum.

„Und weshalb nicht?" — versetzte Jean — „Für den poetischen Werth dieses Drama's spricht die lebhafte Theilnahme, deren es sich in so kurzer Zeit auf fast allen Bühnen Süd- und Norddeutschlands zu erfreuen hatte."

„Der Beifall eines gemischten Publikums" — entgegnete Maurice — „beweiset selten den ästhetischen Gehalt eines Kunstwerks, weil der günstige oder ungünstige Erfolg häufig von den unbedeutendsten Dingen abhängt, als die Besetzung der Hauptrolle durch einen beliebten oder mittelmäßigen Schauspieler, Comparserie, Decorationen, Prachtaufzüge u. dgl. m. Sollte nur der poetische Werth entscheiden, würde Göthes „Iphigenie" und Schillers „Braut von Messina" eben so einheimisch auf den deutschen Bühnen als die andern Werke dieser Lieb-

lingsdichter des Volkes seyn. Da sie aber jedes gewöhnlichen Theaterpompes entbehren, so werden sie nur einen kleinen Theil der Gebildeten, niemals aber die große Masse anlocken. Selbst Shakespeare hätte das deutsche Theaterpublikum vielleicht minder angesprochen als in England, wenn die Phantasie ihm nicht oftmals als Geisterbeschwörerin zu Hülfe gekommen wäre. Daher haben die Lustspiele dieses Dichters in Deutschland eine bei weitem kältere Aufnahme als bei den Britten gefunden, denn sein gesunder Humor ist jenen zartfühlenden Seelen, die an überzuckerten Früchten des Modegeschmacks sich täglich den Magen überladen, eine zu derbe Kost, um sie genießbar zu finden. Wollte doch ein Theaterdirector es wagen ein Geisterbanner zu werden, und Hamlet und Macbeth von den ihnen sichtbaren Erscheinungen den Zuschauern in Worten Kunde geben lassen. Wie lange würden sich dann noch diese Meisterwerke auf Euern Bühnen erhalten? — Dieselben Ursachen walten in der deutschen Oper vor. Die schwersten Aufgaben haben sich Mozart und Weber im „Figaro" und der „Euryanthe" gesetzt, und auch glücklich gelöset. Dennoch haben diese Meisterwerke einen weit geringern Kreis von Verehrern erworben, als die Schö-

pfer jener herrlichen Tondichtungen mit Recht erwartet hatten. Haben sich „Don Juan" und „die Zauberflöte" einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen, so sind es nicht Annas Klagen um den gemordeten Vater, oder Elviras Seelenleiden, deren der Frevler noch zu spotten vermag, noch das großartige Finale, in welchem sich die Pforten der Geisterwelt unserm geistigen Auge erschließen, sondern die tolle Wirthschaft des spanischen Wüstlings, und die Bierlazzi seines Bedienten, welche die eigentliche Aufmerksamkeit erregen. So sind in dem andern Meisterwerke nur Papageno und Monostatos die eigentlichen Repräsentanten der Volksgunst. — Ich berichte nur aus eigener Erfahrung, wie das durch die Sterbeszene des Don Pedro gelangweilte Publikum, dem Don Ottavio seinen Racheschwur gern erlassen hätte, um den einfältigen Gerichtsdiener mit seinem Gefolge einige Secunden früher zu empfangen. Endlich kam der so sehr erhoffte Augenblick, und ein neues Leben durchströmte die Menge. Zwei Herren, die vom Anbeginne der Ouverture bis jetzt ein lebhaftes Duodrama mitten im Parterre geführt und welche meine vielfachen Bitten um Stillschweigen mit Drohungen beantwortet hatten, wurden jetzt von dem

allgemeinen Zauber mit ergriffen, und erlaubten sich kaum zu athmen. Diese Bemerkung schien mir um so wichtiger, als P... den Ruf einer die Musik mit besonderer Vorliebe cultivirenden Stadt in ganz Deutschland genießt. — Und hat „der Freischütz" einem Andern als Samiel seine allenthalben freundliche Aufnahme zu verdanken? Ich bin begierig zu erfahren, wer sonst bei dem in Ahnungen und schauerliche Romantik eingewickelten Balge so bereitwillig Pathenstelle vertreten hätte? Gewiß, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jägersbraut nur dem wilden Heere ihr Heer von Bewunderern zu danken hat, so wie nicht zu leugnen, daß Maschinen und Dekorationen allein die Vortrefflichkeit eines „Oberon" zu welchem die Musik nur das geringste Zubehör ist, dem großen Haufen bewiesen haben. — Die Fabeln von Arion und Orpheus, welche durch die Macht der Töne allein Wunder verrichtet haben sollen, werden mit Recht — Fabeln genannt.

Nichts aber ist belustigender zu sehen, als wie Ihr Deutsche Euch abquält, um zu beweisen, daß Ihr endlich durch Spohr und Weber eine deutsche Musik erhalten habt. Zugleich macht Ihr aber uns Franzosen den Vorwurf, daß unsere Bühnenerzeug-

nisse eine zu nationale Farbe trügen, um im Auslande ebenfalls das Bürgerrecht zu verdienen. Ihr stützt Euch dabei auf die Behauptung, daß das Wahrhaft Schöne überall Eingang finden müsse, und kein eigentliches Vaterland habe, daher Ihr auch unsere Tragödien ungenießbar finden wollt. Ich frage, warum haben italienische und französische Componisten auch in England und Deutschland Anerkennung gefunden, indeß Spohr und Consorten mit all' ihrer sogenannten Tiefe und Gründlichkeit selbst nicht in ihrem Vaterlande allenthalben anzusprechen vermochten? Berufe sich doch kein Deutscher auf Mozart und Gluck. Ihre Werke tragen keine Nationalfarbe, sie sind ein Gemeingut der ganzen gebildeten Welt.

Im recitirenden Drama beweiset es ebenfalls wenig für die Lauterkeit des deutschen Geschmacks, daß, indem Racine's und Voltaires Meisterwerke von Euern Bühnen verbannt sind, Scribe's Scribeleyen, und die vielen Henker- und Galeerenstücke dennoch auf den Bretern paradiren, obgleich sie von ihren Fabrikanten in Paris nur für den Pöbel in den Vorstadttheatern verfertigt wurden. Die Uebertragung des „Mahomet" für deutsche Bühnen hat Göthen von

Schillern den Vorwurf zugezogen, daß er dem französischen Götzen auch in Deutschland Altäre zu errichten bemüht sey. Sollte diese Tragödie etwa an dramatischem Werthe und tragischer Würde selbst unter „Kabale und Liebe" stehen? Ist der Stifter einer Religion und Heerführer eines siegreichen Volkes ein für die Tragödie minder würdiger Stoff, als die deutsche Musikantentochter, welche sterben muß, weil sie den Major mit der schönen Uniform nicht besitzen kann? Sind die Worte, welche sich der alte Müller gegen seine Frau erlaubt, um mich eines horazischen Ausdrucks zu bedienen: tragico digna cothurno?" —

„Um des Himmels Willen, Maurice!" — unterbrach ihn Jean — „halt' ein mit deinen Gotteslästerungen. Ziehe gegen gekrönte Häupter und Staatsverwaltungen los, und Du darfst auf Nachsicht hoffen; nur Schillers Genius wage nicht anzutasten. Selbst dem Cromwell der deutschen Literatur sind alle seine kritischen und poetischen Sünden vergeben worden, nur die einzige Rüge, daß es Schillern nie mit der Zeichnung von Frauen-Charakteren besonders gelungen sey, hat einen Aufstand von ganzen Legio-

nen Scriblern in Deutschland verursacht, et adhuc sub iudice lis est."

„Steht der Verfasser des „Hanns Sachs" eben so hoch bei Euch?" fragte Maurice.

„Ey bewahre!" entgegnete Jean. „Nur die Todten werden bei uns vergöttert, oder wie Kotzebue und noch ein großer deutscher Dichter der letzten Zeit erst im Grabe gemißhandelt. Einen Mittelweg schlagen wir nie ein. Indeß, um auf den Dichter des „Hanns Sachs" zurückzukommen, dieser Mann wird noch zu den Lebenden gezählt, folglich ist er verwundbar."

„So höre denn Bruder!" — nahm der Erstere wieder das Wort — „ich habe auf meiner Durchreise durch eine große deutsche Handelsstadt, einer Vorstellung dieses Schauspiels beizuwohnen, Gelegenheit erhalten. Ein daselbst lebender Dramaturge hatte in einer Recension dieses Stückes dem Verfasser einen ganzen Ehrentempel zusammen gezimmert, und sein Publikum, das des Tages über im Comptoire schwitzt, daher des Abends nicht erst die Mühe des Selbstdenkens übernehmen mag, von der Unfehlbarkeit des „Hanns Sachs" glücklich zu überzeugen vermocht. Mit desto größerer Spannung sah ich dem

Beginnen des Stücks entgegen. Aber ich bekam nicht den humoristischen Dichter, den ich erwartet hatte, sondern einen sentimentalen Schuster zu sehen, dessen Reimwuth auch die andern handelnden Personen ergriffen hat, denn es wird im ganzen Drama kein einziger reimloser Vers gehört. Kunigunde schmollt mit ihrem Geliebten in Reimen, daß er seinen Pfriemen weniger als sie missen wolle. Eoban schimpft und bramarbasirt in Reimen u. s. w. Sind diese Charaktere historisch gehalten, oder poetisch veredelt? Keines von Beiden. Nur ein einziges Mal giebt sich Hanns als Dichter zu erkennen, in der Szene mit Maximilian, wo er seiner Eitelkeit geschmeichelt sieht, daß auch der Kaiser von seinen Versen gehört. Zwar steht es dem Poeten frei, den geschichtlichen Stoff zu seinem Zwecke zu verarbeiten, doch dürfen die Grundzüge der darin enthaltenen historischen Charaktere nicht ganz verwischt werden, wie dies mit Sachs und Eoban im besagten Drama geschehen. Besser wäre gewesen, der Dichter hätte ihnen ganz andere Namen gegeben, und sie als Geschöpfe seiner Phantasie dem Zuschauer vorgeführt.“

„Aber guter Maurice“ — unterbrach ihn Jean — „ist Dein Auge scharf genug, die Gebre-

chen eines Geisteserzeugnisses zu durchblicken, so stünde wohl zu erwarten, daß, den Sitz eines Geistes-Uebels auch bei lebenden Personen zu erspähen, Dir ein leichtes seyn müsse?"

„Befindet sich etwa ein solcher Kranker unter Deinem Dache?" fragte Maurice theilnehmend.

„Leider" — entgegnete Jean — „ist es mein eigner Sohn." — der unglückliche Greis seufzte bei diesen Worten tief auf.

„Dein Hugo?" fragte der Andere wiederum.

„Eben Dieser!" — entgegnete Jean. — „Herr Geckert, dessen geistiger Pflege ich den zarten Knaben einst anvertrauete, hat durch eine falsche Geistesrichtung das Gemüth des Jünglings für Schwärmerey empfänglich gemacht, so daß seine Lebens- und Weltansichten die verkehrtesten sind. Nichts erscheint ihm in einer heitern Farbe, die Erde ist ihm ein Beinhaus, eine Gruft, das Bild der Verwesung und des Moders; der Horizont ein Leichentuch und die Menschen schon im Mutterleibe dem Teufel verschrieben. Er nennt den Himmel sein Vaterland, und sehnt sich nach ihm zurück, sich fremd auf der Erde fühlend. In seinem frömmelnden Eifer klagt er mich, seinen eigenen Vater, des härtesten Verbrechens gegen

ihn an. Er macht mir zum Vorwurf, daß meine Sinnenlust seine Seele aus den himmlischen Sphären und dem Kreise der Engel ihren Gespielen entrissen, um sie in die schmählichen Fesseln des irdischen Leibes zu bannen. Seine kranke Phantasie gefällt sich im Schaffen gräßlicher Bilder. So glaubt er, daß der Teufel fortwährend auf ihn Jagd mache, und keine Versuchungen spare, um das Wild ins Netz zu locken. Bei mitternächtlichen Gewittern stiehlt er sich aus dem Hause auf den nächsten Leichenacker, und bringt zwischen Gräbern bis am frühen Morgen zu. Von dem Wesen der wahren Poesie hat er eben so bizarre Begriffe als seine philosophischen Ansichten eine ähnliche Richtung nehmen. Er hält dafür, vor Schiller und Göthe wäre in Deutschland nichts Erhebliches geschaffen worden. Wir hätten früher keine eigentliche National-Poesie gehabt, und auf dem deutschen Lustspiele laste dieser Vorwurf noch immer. Wir müßten — meint er — zur ursprünglichen Einfachheit der alten Minnesänger-Poesie zurückkehren, um wahrhaft poetisch zu werden. Alle Schätze deutscher Dichtkunst liegen, seiner Behauptung zufolge, in dem Schachte veralteter Volkssagen und Volkslieder verborgen, und wir hätten bloß nachzugraben, um diese zu unserm Gebrauche zu gewinnen. Un-

sere Sprache ist zu überbildet, zu verfeinert, zu bürgerlich und modern, daß ihr selbst durch den Zauber der Dichtkunst nicht mehr beizukommen ist. Der kräftige altdeutsche Styl der Dichter des Mittelalters ist allein geeignet, unsern Geisteserzeugnissen einen volksthümlichen Charakter zu verschaffen. Dieselben Klagen führt er über das Theater. Seinen Anforderungen zufolge, soll es nicht ein Spiegel der wirklichen Welt seyn, und Gestalten aus dem öffentlichen und Familienleben dem Blicke der Zuschauer vorführen, nein! dies thäte ja der Phantasie Eintrag, daher sind ihm Kotzebue, Iffland und Jünger elende Stümper, Heinrich von Kleist aber der erste Dichter, und den Charakter einer Gurli findet er weit anstößiger als jenen des Heilbronner Käthchens, das wie eine feile Straßendirne dem Liebhaber durch die weite Welt nachläuft, und sich sogar ihm aufdringt. Die edle Weiblichkeit findet er in der Handlungsweise der kaiserlichen Schmiedestochter weit weniger verletzt, als durch die Redeweise einer naiven Wilden."

„Du hast mir ein treues Bild von einem Verrückten gegeben, Bruder!" — bemerkte Maurice. — „Aber ich hätte große Lust diesem Herrn

Geckert eine Lücke in seinen hohlen Schädel zu bohren, da er dem armen Jungen so grausam zugesetzt hat."

„Du erinnerst Dich wohl, Maurice!" — nahm Jean das Wort — „mit welchem Eifer ich in frühern Jahren dem Dienste der Musen lebte. Auch ich bin für die Zaubergaben der Poesie empfänglich gewesen, aber es war die plastisch-griechische, die in einem freundlichen Klima unter ewig heiterm Himmel erzeugt, nur wohlthätige Wirkungen auf die Gemüther ihrer zahlreichen Verehrer hervorbringen mußte. Die nordische Betschwester hingegen gefällt sich bloß in Schreckbildern, deren Bewunderer wie die Wilden nur scheußlichen Götzen opfern. — Armer Heinrich! der du längst heimgegangen in die Wohnungen des Friedens, du wärest der Trost und Stolz meines Alters geworden. — Bruder! er war ein hoffnungsvoller Jüngling und sein vielseitiger Genius vermochte wie ein Proteus alle beliebigen Gestalten anzunehmen. Griechische Grazie und ächt brittischen Humor wußte er in seinen Dichtungen mit gleichem Glücke zu repräsentiren. Machte er auch wie sein jüngerer Bruder zuweilen einige kleine Streifereien in das Gebiet des Märchens, so verirrte er sich doch

nie, sondern es war ihm nur darum zu thun, wie Ariost durch gelungene und sinnreiche Hervorhebung des Absurden die Romantik zu verspotten. Er hatte, um mich eines Ausdruckes des Aristipp zu bedienen, die Phantasie, nicht sie ihn. Peter Lebrecht, die schöne Melusine, die Heymonskinder galten ihm nie als unantastbare Heiligthümer.

Aber mag die jetzige Generation im Bereiche der Aesthetik noch schlimmern Unfug sich erlauben, als bereits geschehen; mich kümmere dies nicht mehr. Ich bin alt und lebenssatt, und sehe der baldigen Vereinigung mit dem Lieblinge meines Herzens entgegen. Wollte ich auch der Vernunft das Wort reden, ich würde von meiner Frau, welche Geckerts Machtsprüche für Orakel hält, nur verlacht werden. Mindestens würde sie mich ernstlich ermahnen den tiefen Sinn seiner Worte, wie sie sich zu erklären beliebt, mehr zu würdigen, und meine lästernden Reden ließen sich nur durch Alterschwäche, welche auch den Geist gefangen hält, mit Mühe entschuldigen. So bin ich ein Schatten in meinem eigenen Hause geworden.''

Bei diesen Worten wischte der ehrwürdige Greis eine Thräne aus den grauen Augenwimpern, nahm

aber plötzlich einen festern Ton an. „Maurice!“ sagte er, „Deine Kräfte sind von der langen Reise erschöpft, nebstdem ist bald Mitternacht vorüber. Begebe Dich daher zur Ruhe, Dein Lager ist längst bereitet. Morgen hoffe ich Dich vom Schlummer neugestärkt zu finden.“

Maurice befolgte zwar den Wunsch seines Bruders. Aber tausend Ideen beunruhigten seine Seele, welche sich über die Undankbarkeit dreier Personen entrüstete, die sämmtlich dem edlen Greise ihre Existenz verdankten. Er wälzte sich Stundenlang schlaflos auf seinem Lager umher. — Plötzlich glaubte er in dem anstoßenden Zimmer Stimmen zu vernehmen, welche zwei Personen verschiedenen Geschlechtes angehörten, die wahrscheinlich über einen wichtigen Gegenstand sich beriethen, denn der Wortwechsel wurde von beiden Seiten sehr lebhaft geführt. Sie lispelten anfangs nur leise, halb unverständlich, aber durch die gegenseitigen Einwürfe angeregt, wurden sie endlich so laut, daß Mauricen der Inhalt ihrer Unterredung nicht mehr fremd bleiben konnte. Aus dem Zusammenhange ihres Gespräches erfuhr er, daß die Dame, welche wohl die Frau vom Hause seyn mochte, Herrn Geckert — denn sie nannte ihn

häufig — ihre Besorgnisse mittheilte, wie nämlich der zur Unzeit angekommene Bruder ihres Gatten ihr Erbe schmälern werde, auf welches der baldige Tod ihres bejahrten Gemahls sie so lange hoffen ließ. Die Absichten des ungebetenen Gastes zu vereiteln, wäre, nach ihrer Meinung, kein anderer Ausweg, als daß er, Herr Geckert, seinen vieljährigen Einfluß auf den blödsinnigen Eleven zu benutzen suche, um ihn zu einem Vatermorde zu verleiten, und dessen Gewissensscrupel dadurch zu beruhigen, indem er dem Jüngling beweise, wie er schon vor seiner Geburt zum Strafwerkzeuge seines sündhaften Vaters vom rächenden Schicksale auserlesen worden sey, und nöthigenfalls sich auf Jaromir und Consorten zu berufen, welche mit aller Tugend in der Welt dennoch zu Vatermördern gestempelt wurden. Hugo würde dann für mente captus erklärt, dem Henkerbeile zwar entgehen, aber als einem Wahnsinnigen würde ihm die Verwaltung seines Vermögens entzogen, und die ganze Verlassenschaft von den Gerichten der Wittwe allein zuerkannt werden. Sie aber wolle Herrn Geckert gern als Preis seiner Beredsamkeit ihre Hand am Altare reichen, und Herz und Reichthümer mit ihm theilen.“ —

„Sie können füglich" — unterbrach mich jetzt das Interpretationsgenie — „mir den Schluß Ihrer Erzählung vorenthalten, ohne daß ich Ihnen darum gram seyn werde. Kein einziger darin aufgestellter Charakter vermag zu interessiren. Ueberdies leidet die Handlung an Unwahrscheinlichkeit. Wäre es wohl möglich, daß Maurice nicht früher Zeit gewann, seinen in Deutschland wohnenden Bruder zu besuchen, und sich eine so weite und beschwerliche Reise auf ein hohes Alter aufsparen mußte? Doch ein Wunder kommt wie ein Mißgeschick stets in Begleitung eines zweiten. Maurice der von Reisestrapatzen Ermüdete findet, als ob er am folgenden Morgen eilend weiter müßte, höchst nothwendig, noch am ersten Abende seine ästhetischen Meinungen auszukramen, und diese nehmen fast die ganze Nacht in Anspruch. Abgesehen von diesem allen, bleibt mir Maurice eine räthselhafte Erscheinung, denn obgleich er seine ganze Lebenszeit in Frankreich zugebracht, spricht er dennoch mit einer solchen Umsicht über deutsche Geisteserzeugnisse aus dem Gebiete der schönen Künste, daß man voraussetzen muß, er habe die Reise zu seinem Bruder mehr als eine Kunstreise betrachtet, und sich in den deutschen Hauptstäd-

ten wenigstens so lange verweilt, als selbst der scharfsichtigste Mann bedarf, um den Geist und Geschmack einer fremden Nation aus den Produkten ihrer Genie's kennen zu lernen. Wie soll ich aber von einem Manne denken, der selbst über eine Dichtung absprechend urtheilt, die im buchstäblichen Sinne des Wortes Dichtung ist, wie namentlich dieser „Hanns Sachs," der, wäre er wirklich von einem Poeten in die Welt gesetzt worden, mir als einen eifrigen Beobachter des Schaffens und Wirkens im Bereiche der Literatur und Kunst, gewiß nicht unbekannt geblieben wäre, zumal, wenn dieses Drama, wie Maurice erwähnte, auf mehrern deutschen Theatern gesehen worden seyn sollte? *)

*) Der Commentator ahnte sicher nicht, daß er diesmal zu der unverhofften Ehre gelangt sey, mit dem Teufel selbst zu conversiren, der gewiß mehr prophetischen Geist besitzt, als ein **, und folglich wie Recensenten vom Fache im Voraus einem Musenkinde das Leben absprechen durfte, welches erst ein Jahr später zur Welt kommen sollte. Falls aber diese Herren dem Teufel Mauricens Kritik des „Hanns Sachs" als einen anachronistischen Schnitzer anrechnen wollten, so können sie wenigstens nicht leugnen, daß der Teufel in dieser Hinsicht weit eher als Göthe eine Vergleichung mit Shakespeare aushalten dürfte.
Anm. d. Herausg.

Ueberhaupt, mein Herr! denke ich von Ihrem Verstande viel zu vortheilhaft, um nicht mit Grund zu behaupten, daß Ihre Erzählung bloß ein Impromptû wäre, worin Sie, um mir die Lösung der Aufgabe zu erleichtern, Begebenheiten und Charaktere so zusammenwürfelten, daß ich das, was ich bedurfte, leicht herauszufinden vermöchte."

„Wie?" — riefen Ich und der geistliche Herr ganz verwundert aus — „wäre es überhaupt möglich in dieser ganzen Erzählung einen versteckten Sinn herauszufinden?"

„Daß dies wirklich der Fall sey" — versetzte der Commentator — „erbiete ich mich, sogleich zu beweisen. Den alten Hausvater, der unter dem Pantoffel seiner Frau seufzt, denke ich mir als den guten Geschmack unter der Geißel der Kritik. Seine Abkunft aus Frankreich deutet darauf hin, daß die ältern deutschen Klassiker ihre Ausbildung der Bekanntschaft mit den Meisterwerken der französischen Literatur verdankten, so wie Gontiers Freigebigkeit gegen deutsche Talente auf Ludwig XIV. hinzielt, der früher als alle deutsche Fürsten daran dachte, obgleich Monarch eines fremden Landes, deutsche Gelehrte zu unterstützen. Daß Gontier erst bei

dem Ausbruche der französischen Revolution nach Deutschland ausgewandert war, (obgleich der französische Geschmack schon früher unter den deutschen Poeten dominirte,) wird mich von meiner Behauptung nicht abbringen, denn welcher Commentator hat, wenn es ihm gelungen, eine Stelle, wie er glaubt, passend auszulegen, von der Muse Clio sich seine Freude verderben lassen? — Klara von Lobewitz, Goutiers erste Gattin ist die Vernunft, mit welcher sich der gute Geschmack vermählte, und die beiden Söhne, die sie ihm geboren, Heinrich und Hugo sind der Klassicismus und Romanticismus. Dem Namen nach erinnert der Erstere an den seligen Voß, aber der Schilderung zufolge, die sein Vater von ihm giebt, mahnt er an den unsterblichen Wieland. Daß die Geburt des Romanticismus der Vernunft das Leben gekostet, ist nichts als ein satyrischer Seitenhieb. Morosa, die den guten Geschmack ewig versichert, daß sie ohne ihn nicht leben könne, und der das Leben ihres Gatten dennoch zu lange währt, ist die moderne Kritik. Ihre Jugend und Tadelsucht, ihr Neid, wenn sie ein wohlgestaltetes gesundes Kind erblickt, bloß weil ihr eigener Bastard

nicht gedeihen konnte, bezeichnen sie noch deutlicher. Der Seiltänzer, dem sie sich wie eine feile Dirne in die Arme wirft, weil er sich für einen reisenden Lord ausgiebt, ist der deutsche Hannswurst: Spaß genannt, der sich als Lord Humor bei ihr aufführte. Wie wenig die moderne Kritik eine unbefangene Meinung habe, beweiset, daß sie nur ein Sprachrohr des Zeitgeists sey, welchen Herr Geckert zu repräsentiren die Ehre hat. Der Romanticismus, der dem Namen nach an Victor Hugo in Frankreich, der von seinem Vater gegebenen Schilderung zufolge aber, an einen gewissen deutschen Geschmacksverderber erinnert, und aus Geistesschwäche ein Spielzeug des Zeitgeists wird, ist eine Erscheinung, welche dem Blicke des unpartheiischen Beobachters sich mit jedem neuen Tage wiederholt darbietet. Nur Maurice macht mich verlegen, wen ich unter seiner Maske suchen soll? Der französische Geschmack kann er nicht seyn, denn wie eifrig er auch den Alexandriner zu verfechten weiß, so ist doch seine Geschmacksrichtung mehr deutsch, als französisch. — Die Haupttendenz der Fabel kann wohl nur diese seyn: Obgleich die Kritik und der Zeitgeist mit vereinten Kräften dahin wirken, den guten Ge-

schmack von der Erde zu vertilgen, so fühlen sie doch, daß sie ihr Ziel viel schneller erreichen würden, wenn sie auch den Romanticismus in ihr Interesse zu ziehen suchten."

Ich konnte nicht umhin, dem Interpretator über die höchst glückliche Lösung einer so schweren Aufgabe meine Bewunderung zu erkennen zu geben, worin der Mönch mit einstimmte. „Vorzüglich treffend" — fügte ich hinzu — „ist der Gedanke, in der Person des Seiltänzers den für Humor sich ausgebenden Spaß zu finden. In der That würde ich mir darunter eine allgemeine Bezeichnung ganzer Legionen von Hannswürsten in der schönen Literatur und auf den Bretern gedacht haben, die von feilen Recensenten mit dem Prädicate „Humoristen" der gebildeten Welt empfohlen werden; aber aus dem Verhältnisse des Pseudo-Humors zu Morosa, in welcher Sie Dame Kritik erkennen wollen, geht klar hervor, daß Sie auf den Journalisten Saphir hindeuten, der, nachdem es ihm bei einer gewissen Klasse von Lesern geglückt ist, seine Witze für Abschnitzel eines ächten Humors auszugeben, endlich auch die Kritik, deren einzige Tendenz Belehrung seyn sollte, zu einem Tummelplatze fader Wortspiele

und matter Späße herabgewürdigt hat. Welch einen schädlichen Einfluß dieß auf die Kunst und Wissenschaft hervorbringen mußte, war leicht vorauszusehen. Auf der einen Seite machte es sich das servum pecus eines Saphir bequem, indem es statt mit haltbaren Gründen den Werth oder Unwerth eines Dichterwerkes zu beweisen, oder die Leistung eines Schauspielers mit Unbefangenheit und Ruhe zu beurtheilen, den seyn sollenden Kritiken durch flache Späße und unzeitige Parodieen Schiller'scher Verse — denn weiter erstreckt sich dessen Belesenheit nicht — Interesse zu geben sucht, und sich im buchstäblichem Sinne damit begnügt, die Lacher auf seiner Seite zu haben. Auf der andern Seite sucht der getadelte Autor oder Schauspieler, wenn er auch zuweilen eine Rüge verdiente, sich mit dem Gemeinspruche zu trösten: Es sey durch eine mißgünstige Kritik noch nicht erwiesen, daß der Tadel auch gegründet wäre, da wie bekannt den meisten Recensenten nur darum zu thun sey, durch einen pikanten Styl die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen. So sinkt der Werth der Kritik in den Augen des Publikums und des Künstlers zugleich, und es ist daher nicht zu bezweifeln, daß Saphirs Ein-

fluß in der literarischen Welt ein höchst schädlicher gewesen, indem das Fortschreiten auf der künstlerischen Laufbahn durch die Apathie des Künstlers gehemmt wird, der durch die schädlichen Umtriebe unberufener Kritikaster längst verleitet werden mußte, den Glauben an die heilsame Tendenz der Kritik fahren zu lassen.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß Saphir stets auch die Geißel unberufener Scribenten gewesen, die dadurch von allzu starker Fruchtbarkeit abgehalten wurden; und so ist er als ein kritischer Hercules zu betrachten, der den Augiasstall der deutschen Literatur zu reinigen, niemals müde wird. Er verwaltet daher im Bereiche der schönen Künste dasselbe Amt, welches ein —''

„Hausknecht!'' — brüllte der Führer unserer Karavane in diesem Augenblicke; und wir befanden uns vor der Wagenschuppe eines Gasthofes in Raab, wo wir die Nacht zubringen sollten, welche bereits ihren braunen Schleyer über die Erde ausgebreitet hatte. Die Kutschen anderer Reisenden, welche einen Theil des Hofraums einnahmen, wurden von dem rüstigen Hausknecht auf die Seite geschoben, um unserer Reisemaschine die Aufnahme unter

ihnen zu verschaffen. Die Pferde wurden ausgespannt, und ihre Hufschläge, welche auf dem spitzen Pflaster des Hofraums widerhallten, vermischten sich mit den Flüchen benebelter Fuhrleute, die aus der Wirthsstube zu unsern Ohren drangen.

Sonst blieb mir für diesen Tag nichts mehr zu bemerken, als daß der Aufwärter des Gasthofes und der Unterrock der Edelfrau in eine verwickelte Lage geriethen, denn als der Erstere der Dame seinen Arm reichte, um sie aus dem Kutschkasten zu heben, blieb besagtes Unterkleid mit dem Rande sammt dem Hemde an einem Nagel hängen, indeß die theure Last schon mit ihren Füßchen das Pflaster erreicht hatte. Der Commentator fragte den dienstfertigen Mann, ob wir wohl in diesem Gasthofe ein Zimmer erhalten könnten, welches eine reitzendere Aussicht gewähre, als der Hofraum uns so eben dargeboten? Schmunzelnd versetzte er: „Wir möchten diesmal Rücksicht nehmen, da —“

Die letzten Worte blieben mir unhörbar, denn die Edelfrau hatte an dem Wortspiele des Aufwärters großes Aergerniß genommen, und würde, da seine Zunge ihr noch spitziger als der verhängnißvolle

Nagel zu seyn schien, ihm noch weit lieber als dem Nagel auf den Kopf getroffen haben.

Da nur die strengste Wahrheitsliebe meine Feder führt, so wird es mir unmöglich nach der Weise eines Cervantes, Scarron oder Fielding ein Schenkenabenteuer hier vorzuführen, denn im Gasthofe zu Raab herrscht eine so prosaische Ordnung und Regelmäßigkeit, daß jedes ungewöhnliche Ereigniß schon im Keime erstickt werden müßte.

Am zweiten Tage der Reise sollte nach dem unerforschlichen Willen der Vorsehung der weibliche Theil der Gesellschaft allein das Wort führen. Die alte Duenna theilte uns ein Bruchstück aus ihrem Jugendleben mit, dessen erotischer Inhalt mich bedauern ließ, daß Döring oder sonst ein geschätzter Mode-Novellist nicht meinen Platz zum Nutzen der Leserwelt eingenommen hatte. Welch einen prägnanten Stoff hätte der gute Mann zu einer Erzählung vorgefunden? Die Madame Birch-Pfeifer hätte die Novelle gewiß in ein Drama umgestülpt, und alles dies ist für die Nachwelt verloren gegangen. Ich faßte den lobenswerthen Vorsatz, in Abwesenheit eines taug-

lichen Novellisten, der Duenna selbst ein aufmerksames Ohr zu leihen, um diesen interessanten Stoff mindestens nach meinen schwachen Kräften zu bearbeiten, bevor er für die Lesewelt ganz verloren gehen sollte. Da ein holländischer Maler die Hauptfigur des Gemäldes war, so konnte ich um so weniger an dem Effecte zweifeln, weil Malernovellen zu den gangbaren Artikeln gehören. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt! Ich weiß es nicht, kam es daher, daß ich an Döring und Birch-Pfeifer dachte, oder war es das einer Sägemühle nicht unähnliche Zungengerassel der Erzählerin, welches mich in den Schlummer wiegte? Soviel ist jedoch gewiß, daß ich in einen so festen Schlaf verfiel wie einst Adam im Paradiese, als der liebe Gott die bekannte Operation an der Rippe mit ihm vornehmen wollte. Die Gesellschaft konnte über meinen veränderten Zustand nicht lange in Ungewißheit bleiben, und lenkte endlich den Gegenstand der Conversation auf mich selbst, denn als ich erwacht war — ich hatte jedoch die Augen noch immer geschlossen — vernahm ich einen ziemlichen Theil des Gespräches. Die Edelfrau behauptete, daß ich ein Hebräer seyn müsse, denn nicht nur hatte sie dies mit Hülfe ihrer Physiognomik heraus-

gebracht, sondern auch meine gehässige Beurtheilung des „Kaufmann von Venedig“ und meine Vertheidigung der Handlungsweise Shyloks dienten nur dazu, sie in ihrer vorgefaßten Meinung zu bestärken. „Unmöglich!“ protestirte dagegen der Mönch. „Er hat ja gestern mehrere Kirchenlieder mit mir abgesungen, und —“

„Ew. Hochwürden können gar nicht irren!“ — fiel ihm Wallner ins Wort — „denn der junge Mann scheint, wie wir aus seinen Gesprächen entnehmen konnten, nicht ohne literarisches Wissen zu seyn. Auch seine ästhetischen Ansichten —“

„Ein falscher Schluß, Herr Wallner!“ platzte ich zur nicht geringen Verlegenheit der Andern heraus. „Sie als Freund der Wissenschaften sollten am wenigsten geneigt seyn, solche Hypothesen aufzustellen. Die Geschichte der Literatur enthält so zahllose Beispiele von wissenschaftlich gebildeten Juden, daß ich Sie bloß durch Anführung einiger berühmten Namen, die Ihnen nicht minder bekannt seyn dürften als mir selbst, von Ihrem Irrthume abzubringen vermöchte. Ja, desto größere Anerkennung verdient ihr Streben, als sie auf der scientifischen Laufbahn mit der im Wege stehenden Hydra der Intoleranz zu-

vor manchen harten Strauß zu bestehen hatten. In der That, Herr Wallner: Das Talent ist weit freisinniger und toleranter, als sie wohl denken möchten. Es kehrt in jedes Gehirn ein, wo es sich gut beherbergt glaubt, ohne den Wirth zuvor um seine Glaubensartikel zu befragen. Nebstdem, sind die Musen nicht heidnische Göttinnen? Ist Ihnen jemals der Taufschein eines Sadi oder Lokman, eines Plato oder Cicero zum Vorschein gekommen? Wie leicht hätte der Zufall es fügen können, daß Sie von einer Jüdin auf die Welt gesetzt worden wären? Sie hätten dann gewiß Ihren eigenen Schatten zu meiden gesucht?"

Beschämt bot mir Wallner die Hand zur Versöhnung, und gab mir zugleich die Versicherung, daß er sich ernstlich Mühe geben wolle, sich von einem Vorurtheile zu reinigen, welches fast jeder Christ mit der Ammenmilch einzusaugen pflegt. Am Schlusse dieser Rede, bat er mich um meine Freundschaft in einem Tone, der vom Herzen zu kommen schien, daher auch zum Herzen drang. — Der Mönch hingegen ließ die erwünschte Gelegenheit, seinen Bekehrungseifer zu zeigen, sich nicht so leicht entwischen; und als seine Bemühungen an meinem Unglauben scheiterten,

murmelte er folgende inhaltschwere Worte vor sich hin: „Ich werde den mit Blindheit geschlagenen Mann, der mich in der Seele dauert, von heute an täglich in mein Gebet einschließen, damit die heilige Jungfrau bald seinen Geist erleuchten möge.“

Obgleich meine Philosophie sich mit der des geistlichen Herrn keinesfalls unter Einen Hut bringen ließ, so konnte es doch nicht fehlen, daß diese flüchtig hingeworfenen Worte ihm meine Achtung gewinnen mußten, denn ich lernte in ihm einen Mann kennen, der keine Gelegenheit zu versäumen schien, seine Berufs-Pflichten zu erfüllen. Wie Wenige dachte ich, mögen ihm wohl gleichen? Indeß konnte ich mir auch nicht verhehlen, daß die Mönche unserer Zeit an Teufelskenntniß einem des Mittelalters weit nachstehen. Ein Solcher hätte meine diabolische Natur gewiß im ersten Augenblicke gerochen; aber die Generationen werden ja, wie die Aerzte uns glauben machen wollen, mit jedem Jahrhunderte kraftloser, und so ist leicht zu erwarten, daß auch die Sinneswerkzeuge stumpfer werden, daher die häufigen Klagen über Verblendung, Taubheit für die Klagen der leidenden Menschheit, Mangel an Geschmack, Gefühllosigkeit u. s. w.

Am Morgen des dritten Tages befanden wir uns schon auf österreichischem Boden. Die lachenden Fluren in der Umgegend des Städtchens Hainburg, und die freundlichen Physiognomien der Bewohner begeisterten Wallnern dermaßen, daß er sich nicht erwehren konnte, mich auf die mannigfaltigen Genüsse vorzubereiten, die mich in der Residenz dieses glücklichen Landes selbst erwarten sollten, von welcher wir nur noch eine halbe Tagreise entfernt waren. Zugleich ergoß er sich in Lobpreisungen dieses Volkes, von welchem die Tugend der Geselligkeit allein noch in der wahren Bedeutung des Wortes ausgeübt wird, denn das zuvorkommende Wesen gegen Fremde sey nur bei dem Oesterreicher mit der Biederkeit des Sinnes vereinigt anzutreffen. Der liebreiche herzliche Ton, welcher den Wiener charakterisirt, ist nicht die Sprache des berechnenden Eigennutzes, ein Vorwurf, welcher die Einwohner großer Städte selten unverdient trifft. Frohsinn und Heiterkeit bezeichnen den Charakter dieses Volkes, aber es sucht auch seine Gemüthsstimmung auf Andere überzutragen, daher ist die Mildthätigkeit in keiner andern großen Residenz so geschäftig, die Thränen der Hülflosen zu trocknen, als eben in Wien, daher gewahrt der Fremde hier so

selten ein Bild des Jammers und der Armuth. Selbstmorde und alle andere Beispiele verderbter Sitten sind in Wien, das in dieser Hinsicht ein Widerspiel von London und Paris genannt werden darf, so selten, daß die für auswärtige Tageblätter gemietheten Notizenschreiber häufig über Mangel an Stoff klagen. Diese hohe Stufe moralischer Bildung welche der Wiener einnimmt, ist eine wohlthätige Folge der wahrhaft religiösen Gesinnungen, die daselbst unter allen Ständen angetroffen werden. Der Menschenfreund bemerkt mit Vergnügen, daß der hiesige Duldungssinn gegen andere Confessionen manchem protestantischen Lande zum Vorbilde dienen dürfte. Der Beherrscher dieses glücklichen Volkes geht aber auch mit einem schönen Beispiele voran. Ein Landesvater im buchstäblichen Sinne des Wortes, regiert er die verschiedenen unter seinem Scepter vereinigten Nationen und Religionspartheien mit gleicher Milde; daher die in jedem Zeitverhältnisse bewiesene Anhänglichkeit des Oesterreichers an seinen Fürsten, welche im vorigen Frühjahr sich abermals auf das schönste bewährte. Kaum war die Nachricht der Wiedergenesung des Monarchen unter die Bewohner der Residenz gelangt, als von der allgemeinen Betrübniß,

welche, während der letzten Wochen der Krankheit, die angestammte heitere Stimmung aus den Herzen der treuen Unterthanen verdrängt hatte, der schnelle Uebergang zur zügellosen Freude sich auf tausendfache Weise kund gab.

Künste und Wissenschaften werden in Wien nicht minder sorgfältig gepflegt als bei unsern norddeutschen Nachbarn. Eben diese, welche mit ihrem Lobe des Wiener Kunstsinnes so sehr geitzen, haben längst das für sie beschämende Geständniß abgelegt, daß unser Burgtheater, die erste Bühne Deutschlands genannt zu werden verdiene, denn die gefeyertesten Künstler aus allen Enden des deutschen Vaterlandes werden mit bedeutenden Kosten für dieses Institut gewonnen, um hier im schönsten Vereine zu wirken; und der Einfluß des Hoftheater-Secretärs Herrn Schreyvogel*) auf diese Bühne ist von weit vortheilhaf-

*) Ein unter dem Namen C. A. West durch seine treffliche Bearbeitung der Donna Diana, und durch andere Schriften auch im Auslande rühmlichst bekannter Schriftsteller. Seine bei Vieweg in Braunschweig im Jahre 1829 in 4 Bänden erschienenen gesammelten Schriften, enthalten eine geistreiche Schilderung des gegenwärtigen Zustands unserer Theater, und mitunter manche treffende Bemerkung

tern Folgen gewesen, als der eines denselben Standpunkt einnehmenden Tieck auf das Dresdner Hoftheater, wovon die factischen Beweise keinem Theaterfreunde unbekannt sind. Auch ist bekannt, daß der Monarch jährlich bedeutende Summen für die Erhaltung dieser Kunstanstalt verwendet. Diesem schönen Beispiele folgt der kunstsinnige Adel Wiens, der zum Emporblühen der Oper und des Ballets durch reichliche Unterstützung nicht minder beizutragen bedacht ist. Die ersten Gesangskünstler Italiens so wie die beliebtesten Tänzer aus Paris sind gegenwärtig die Zierden des Kärntnerthor-Theaters. Auch im Gebiete der schönen Literatur wird Vieles und meist Erfreuliches geleistet. Die Aengstlichkeit unserer Censoren, über welche das protestantische Deutschland klagen zu müssen glaubt, bringt nur höchst wohlthätige Folgen hervor, denn sie wehrt dem Unfuge der in Norddeutschland zusehend überhand nehmenden Polemik, welche nicht etwa im Geiste Lessings gegen die Pygmäen der Literatur gerichtet ist, sondern den Journalisten zum Tummelplatze ihrer Privatstreitigkeiten die-

---

über die Verirrungen der neuen Kunstschule in den verschiedenen Zweigen der schönen Literatur.

Anmerk. d. Herausg.

nen muß, wobei weder das gebildete Publikum noch die Wissenschaften gewinnen. Wie wenig unsere Censurbehörde das wahrhaft Gute zu unterdrücken beabsichtigt, geht aus der Menge von schönen Geistern hervor, welche Wien mit Stolz die Seinen nennen darf. Ich beschränke mich bloß auf die Namen einiger wenigen noch Lebenden, deren Schriften auch in Nord-Deutschland Anerkennung gefunden, als: Castelli, Grillparzer, West, Zedliz, Halirsch, Seidl, Kurländer, Bäuerle, die Damen Pichler und Weißenthurn, ja, ich könnte Ihnen noch weit Mehrere anführen, die sämmtlich in unsern Mauern leben, und sich als Dichter, Uebersetzer und Kritiker ausgezeichnet, wenn ich statt einiger Beweise für meine Behauptung ein Verzeichniß von Schriftstellernamen hätte liefern wollen."

Fünftes Kapitel.

Die Theater Wiens. — Briefwechsel. — Literarische Speculationen.

In der That bestätigten meine eigenen Erfahrungen, die ich schon in den ersten Wochen meines Aufenthalts in der Residenz, zu machen Gelegenheit bekam, die treue Schilderung, welche mir Wallner vom blühenden Zustande der österreichischen Literatur entworfen hatte.

Etwas zum Lobe der ersten Residenz Deutschlands hinsichtlich der schönen Gebäude, Palläste, Gärten, Kunstsammlungen u. s. w. sagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen, denn fast alle Reisenden, welche sich in dieser Weltstadt umgesehen, haben sie als enthusiastische Lobredner verlassen. Ich will mich daher bloß auf mein eignes Fach einschrän-

ken, und zeichne nur das in mein Tagebuch auf, was ich über den Standpunkt der Wiener Bühnen sagen zu müssen glaubte.

Herr Wallner, der bei mir die Stelle eines Cicerone vertrat, führte mich am ersten Abende in die italienische Oper. Rossini's: „Semiramide" wurde gegeben. Die Titelrolle befand sich in den Händen der Meric-Lalande, Assur war Lablache und Arsaz Dlle. Schechner, welche letztere ich wenige Tage hernach als weiße Dame im Boieldieuschen Meisterwerke in der deutschen Oper zu hören bekam. Das Chor- und Orchesterpersonale ist hier ungemein zahlreich. Dirigenten wie Kreuzer, Weigl, Gyrowetz und Würfel sind Männer, welche die Kunstfreunde nicht nur zu den höchsten Erwartungen berechtigen, sondern sie auch zu befriedigen vermögen. — Die oben erwähnte Oper ist so reich an musikalischen Schönheiten, daß, obschon die Vorstellung von halb sieben bis eilf Uhr Abends währte, ich mich dennoch nicht ermüdet fand, und obgleich das einmalige Anhören einer Tondichtung unmöglich genügen kann, um ein besonnenes und gründliches Urtheil darüber ablegen zu können, so glaube ich dennoch nicht des Guten zu viel zu thun, wenn ich die „Semiramis" selbst dem

„Tancred" vorziehe, und somit sie als das gelungenste Werk des Meisters von Pesaro anerkenne, denn was hie und da an Originalität der Gedanken abgeht, wird im Ganzen durch die großartige Behandlung des Stoffes, durch treffliche Märsche und Chöre und durch den auch hier nicht fehlenden melodischen Zauber reichlich ersetzt.

Im Burgtheater sah ich Raupachs: „Isidor und Olga." Endlich eine Tragödie, in welcher statt des Schicksals ein anderer, und zwar aus der Wirklichkeit entnommener Stoff der tragische Hebel ist. Ich weiß nicht, ob der in Berlin wohnende Dichter dort die Besetzung seines Stückes eben so vollkommen in den einzelnen Theilen finden mag als hier, wo eine Sophie Müller die Repräsentantin der Olga ist, und so gefeyerte Kunstheroen wie die Herren Korn, Löwe und Anschütz die Darsteller der übrigen Hauptrollen sind. Nur meinte ich, daß die eigentliche Meisterschaft eines Anschütz mehr im Fache der Heldenväter zu suchen sey, daher er als Ossip einem Devrient nachstehen müsse. Auch ein anderes nicht minder geschätztes Mitglied der hiesigen Hofbühne Hr. Wilhelmi wäre ein noch glücklicherer Repräsentant dieser Rolle als Hr. An-

schütz gewesen, da derselbe nicht nur in humoristischen Charakteren, sondern auch im Fache der Intrigants ausgezeichnet ist, und folglich hier ganz an seiner Stelle gewesen wäre. Meine unbegränzte Vorliebe für die guten Wiener, hielt mich allein von dem bereits gefaßten Plane ab, den vorgefundenen Intriganten zu meinem Reisegefährten in die Heimath zu erwählen, denn ich zog es vor, meine lästige Erdenpilgerschaft noch länger fortzusetzen, als den Wiener Kunstfreunden einen ihrer Lieblinge zu entreißen. Ich hoffte auf die baldige Wiedereröffnung des zu jener Zeit geschlossenen Theaters an der Wien, wovon bereits viel im Publikum gesprochen wurde, faßte aber den festen Entschluß, ein zweites Mal nicht mehr auf Andere Rücksicht zu nehmen, denn das konnten die guten Wiener unmöglich verlangen, daß sie im Besitze mehrerer Intriganten seyn sollten, indeß die Hölle auch den Einzigen hätte entbehren müssen.

Das Repertoir sowohl als das Personale des Josephstädter Theaters zeichnete sich in diesem Zeitpunkte durch Nichts aus, was mich selbst zu einem einmaligen Besuche desselben hätte verleiten können. Hingegen mußte das Theater in der Leopoldstadt, als

der treueste Spiegel des Wiener Volkslebens mir ein vielfaches Interesse gewähren. Die meisten der für diese Bühne geschriebenen Localpossen hatten sich, so wie die vorzüglichsten daselbst angestellten Künstler einen Namen erworben, der selbst in den entferntesten Städten Deutschlands bereits eben so allgemein bekannt als in der Heimath ist. In der Posse: „Gisperl und Fisperl" so wie in der komischen Oper: „die schwarzen Frauen" erhielt ich Gelegenheit, das vielseitige Talent des Hrn. Schuster kennen zu lernen, der in karikirten Charakteren und in natürlich komischen Rollen gleich unübertrefflich ist. Als ich aber seinen mächtigen Rivalen in der Volksgunst Hrn. Raimund und zwar in einem seiner eigenen Stücke, welches selbst zu seinen beliebtesten gehört, auftreten sah, schien er mir als Schauspieler keinesfalls den Humor zu besitzen, welcher einen erbärmlichen Notizenschreiber zu der Parallelisirung Raimunds, des Komikers eines Wiener Vorstadttheaters, mit dem Titanen der Literatur, dem göttlichen Jean Paul aufgefordert haben soll, ein Gleichniß, welches jeden Gebildeten mit dem höchsten Unwillen erfüllen mußte. Raimund steht als dramatischer Künstler, wie mir jeder Unbefangene zuge-

stehen muß, tief unter Schuster und Carl, denn seine Laune ist forcirt, und seine Miene scheint das Publikum bittend aufzufordern, daß es um des Himmels Willen lachen möge. Findet Hr. Raimund dies Urtheil zu hart, so widerlege er es durch Kunstreisen, und es ist die Frage, ob er auch ausser Wien denselben Enthusiasmus erregen wird, welchen sich Hr. Schuster auf fremden Bühnen zu erwerben wußte. Hrn. Raimunds Dichtertalent verleitete mich zu folgenden Betrachtungen, welche zugleich eine Uebersicht der Geschichte dieses Volkstheaters gewähren:

Bei dem gegenwärtigen kränkelnden Zustande des deutschen Theaters ist es nichts Befremdendes, wenn die Volksposse sich weit mehr Liebhaber als das feinere Lustspiel zu erwerben vermag. Viele unserer Theaterdichter, denen es an dem erforderlichen Talente gebricht, Gebilde aus der wirklichen Welt täuschend in ihre Dramen hineinzuzaubern, benutzen den Hang des Volkes zum Uebernatürlichen. Der Reiz des Wunderbaren wird ihnen zum dienstbaren Genius, ihnen die Gunst des Publikums zuzusichern, das auch sich weit lieber dem Spiele einer zügellosen Phantasie als dem Denken überlassen mag, und daher

wie die Orientalen an Märchen so sehr Gefallen findet. Aehnliche Produkte hat fast die dramatische Literatur aller civilisirten Nationen aufzuweisen; aber der Zuschauer wird, wenn er bei einigen dieser Erzeugnisse sich an dem bunten Wechsel der Decorationen, dem abenteuerlichen Costüme, den von Schwänen gezogenen Wolkenwagen, und andern Flugmaschinen satt gestaunt, unfehlbar seinen Sinn für die folgenden Erzeugnisse dieser Gattung abgestumpft finden. Er wird wieder nach Witz, und interessanter Ver- und Entwicklung der Begebenheiten verlangen, die auch seinen Verstand einigermaßen zu beschäftigen vermögen. Es konnte daher nicht fehlen, daß ein denkender, des Bühneneffects kundiger Dichter auf den Gedanken verfallen mußte, in der heitern Volksposse den komischen Charakter seiner Personen, die zugleich in der modernen Welt leben und wirken, durch den Antheil überirdischer Wesen an ihren Unternehmungen noch stärker hervortreten zu lassen, welches die beabsichtigte Wirkung um so eher hervorbringen muß, da diese aus der untersten Volksklasse gewählt, durch den Prosaismus ihrer Sprache und Handlungsweise mit den Geschöpfen höherer Art, die um ihre Verhältnisse sich kümmern, wunderbar

contrastiren, so wie die Verschmelzung des Trivialen mit dem Erhabenen die Lachlust zu erregen am geschicktesten ist.

Die sogenannten „Volksmärchen" Henslers und seiner Zeitgenossen können nicht in diese Rubrik gesetzt werden, weil der Glaube des Mittelalters, in welche Zeitperiode Jener die meisten seiner Stücke (wie „das Donauweibchen," „die Teufelsmühle" u. a. m.) verlegte, an die Einwirkungen von Genien und Dämonen und deren Antheil am Schicksal der Sterblichen, uns nur in eine ernste Stimmung zu versetzen geeignet ist. — Bäuerle war der Erste, der diese Bemerkung zu machen schien. In „Fausts Mantel" und ähnlichen spätern Hervorbringungen seiner heitern Muse hat er vielfältig bewiesen, wie geschickt er selbst im Reiche des Wunderbaren Stoff für die Lachlust einzusammeln weiß. So bietet er die Elementargeister zu seinen humoristischen Zwecken auf, und sie müssen ihre geistermäßige Würde auf einen Wink des muthwilligen Dichters niederlegen, um ein Wiener Vorstadt-Publikum drei Stunden bei guter Laune zu erhalten. Der glückliche Erfolg seiner Versuche läßt sich aus der Schnelligkeit entnehmen, mit der seine Erzeugnisse, die bisher alle

Bühnen usurpirenden Kasperliaden, die sich wie ein Ey dem andern ähnlich sahen, in kurzer Zeit verdrängten, und durch eine überaus glückliche Aufnahme an den Ufern der Donau bald nach allen Gegenden Deutschlands übergingen. Aber auch in diesem Fache standen Neuerer auf, welche wie gewöhnlich selten eine Verbesserung bewirken. So tischt Hr. Raimund seit einiger Zeit den Wienern eine neue Gattung von Zauberspielen auf, deren ernster Hintergrund mit der Heiterkeit des Plans schlecht übereinstimmt, und die sogar nicht selten, statt sich in der schlichten Volksprosa zu bewegen, in Calderon'schen Trochäen stolz einherschreiten, und dem gebildeten Zuschauer unwillkührlich Horazens: „**Pulchre, bene, sed non erat his locus!**" abnöthigen müssen.

Zu ähnlichen Reflexionen veranlaßte mich die nähere Bekanntschaft mit dem dermaligen Repertoir jenes Theaters, und es ist leicht vorauszusehen, daß sobald die für dasselbe schreibenden Dichter die ihnen gesteckten Gränzen überschreiten, und sich zu vornehm dünken, um prunklose, aber desto treffendere Gemälde des Wiener Volkslebens zu liefern, sie sich zwar zu den Wolken erheben, aber auch nur Nebelgestalten erhaschen werden. Nur durch ihren stereotypen Cha=

rakter hat sich diese Bühne durch ein halbes Jahrhundert erhalten. Sobald sie hingegen ihre bescheidene Tendenz, nur ein Volkstheater seyn zu wollen, aufgiebt, ist ihr Verfall die unausbleibliche Folge dieser Veränderung.

So prophezeyt am 19. May 1827.

Ich sah mich demnach in die Nothwendigkeit versetzt, eines Intriganten wegen die Wiedereröffnung des Theaters an der Wien abzuwarten, bevor ich die Residenz zu verlassen, Vorkehrungen treffen konnte. Durch die Abwesenheit meines Freundes Wallner, der vor Kurzem eine Reise nach Dresden angetreten hatte, ward ich gezwungen, mitten in dieser volkreichen Stadt in Ermanglung anderer Bekannten die Lebensweise eines Anachoreten zu führen. Wir hatten uns vor der Abreise meines Freundes wechselseitig gelobt, unserer freundschaftlichen Verbindung durch einen ununterbrochenen Briefwechsel eine festere Dauer zu verschaffen, welche durch die Länge der Zeit geheiligt werden sollte. An Stoff konnte es in einer so volkreichen Residenz meinen Briefen niemals fehlen. Das erste Schreiben lautete wie folgt:

Wien, den 29. Juni 1827.

Gestern ward das Theater an der Wien auf eine würdige Weise, nämlich mit dem Trauerspiele: „Macbeth" eröffnet. Eine ausserordentliche Menge Schaulustiger hatte sich mit dem gebildeteren Theil des Publikums eingefunden, denn das Gerücht von einer überaus glänzenden äußern Ausstattung des Shakespeareschen Meisterwerks wurde schon mehrere Tage zuvor in der Stadt verbreitet. Der Regisseur dieser Bühne, Hr. Rott, war im Besitze der Titelrolle. Seine imposante Gestalt und ein kraftvolles, aber auch wohlklingendes Organ eignen ihn vorzüglich für das Heldenfach. Aber ich glaube hinzufügen zu müssen, daß dieser Schauspieler zu den Wenigen gehört, welche mit den ihnen von der Natur verliehenen Gaben auch ein durchdachtes Spiel verbinden, und durch ein vieljähriges psychologisches Studium endlich dahin gelangen, auch die schwierigsten Aufgaben glücklich zu lösen. Daß unter diesen alle Shakespeareschen Gebilde, insbesondere aber sein „Hamlet" und „Macbeth" mitbegriffen werden, unterliegt wohl keinem Zweifel, und die gelungene Ausführung einer einzigen dieser Rollen vermag dem durch vieljährige Erfahrung geübten Theaterfreunde einen vollkommenen Begriff von dem Talente des Darstellers beizu-

bringen. Herr Rott werde für eine Hofbühne gewonnen, deren Repertoir, weil sie nicht so sehr der aura popularis ausgesetzt ist, aus mehr klassischen Stücken besteht, wodurch dem wahren Künstler ein größerer Wirkungskreis geöffnet wird, und — ich schwöre es bei der Leyer Apollos! — Herr Rott läßt auch dem hartnäckigsten Zweifler keine längere Frist, als in welchem die Erde ihren Kreislauf um die Sonne vollendet, um diesen zu der durch einen unverdienten Skepticismus meinem prophetischem Geiste und seinem eminenten Talente schuldige Abbitte zu vermögen; und ihm das Geständniß abzulocken, daß Herr Rott zu den ersten jetzt lebenden Künstlern seines Faches gezählt werden müsse.

Mehrere, welche im Burgtheater Herrn Anschütz zuvor in dieser Rolle gesehen, versicherten mich einstimmig, daß der heutige Darsteller ein in allen Theilen vollendeteres Bild geliefert habe, denn in jeder Szene beurkundete Herr Rott auf eine andere Weise seine Meisterschaft. — Nicht so ganz vermochte Mad. Brede als Lady zu befriedigen. Nur in der Nachtwandelszene genügte sie einigermaßen, hingegen war der Monolog im ersten Acte, als sie den Brief ihres Gatten empfing, ganz verfehlt zu

nennen. Die übrigen Mitwirkenden berechtigten zu der Vermuthung, daß dem Director Hrn. Carl erst in der Folge der Zeit möglich seyn würde, den Vorwurf einer mangelhaften Rollenbesetzung von sich abzuwenden. Jedoch muß zu seinem Lobe bemerkt werden, daß er viel auf eine glanzvolle Ausstattung dieses Trauerspiels verwendet hatte, wobei auch der Maschinist eine ehrenvolle Erwähnung verdient. So sah man die Hexen nicht abgehen, sondern sich in die Luft erheben, da sie freilich nur Maschinen waren, welche so lange mit ihrem Aufschwunge warteten, bis die unter dieser Hülle versteckten Sprecherinnen mit dem letzten Worte durch die Versenkung ihren Weg in die Tiefe genommen hatten.

Bevor ich diese lange Epistel schließe, will ich Ihnen, werthester Freund! noch diese Neuigkeit mittheilen, daß ich nämlich ein großes Epos vollendet, woran zwei Jahre meines Lebens verwendet wurden. Es hat sich in zehn ziemlich starke Gesänge ausgedehnt, und soll — erstaunen Sie über die kühne Idee! — den Deutschen dasselbe seyn, was Tassoni's: **Secchia rapita** den Italienern, Voltaire's: **Pucelle** den Franzosen und Butlers: **Hudibras** den Engländern ist, nämlich: ein national-komisches Hel-

dengedicht, welches die deutsche Literatur noch immer nicht besitzt. Da aber das deutsche Volk in zu viele kleine Staaten zerstückelt ist, um ein alle Partheyen gleich stark anziehenden national-historischen Stoff dem Bearbeiter eines ähnlichen Werkes darzubieten, so mußte mir die Literatur, welche in Deutschland, wie bei den Britten und Franzosen die Politik, das allgemeine Interesse zu beschäftigen vermag, allein das wahrhaft dankbare Sujet zur Ausführung meines Planes dünken. Das Gedicht selbst ist betitelt: Die Dandiade, nach Dandy dem Helden desselben, welcher wie Achill und Aeneas von göttlicher Abkunft ist; denn obgleich das Kirchenbuch ihn für den Sprößling eines deutschen Reichsbarons ausgiebt, so ist Dandy's Mutter dennoch weit besser in der Sache unterrichtet. Ein Gott und zwar der Deus tutelaris der französischen Literatur: Belesprit genannt, hat in der Gestalt eines Almanachs-Novellisten den Helden des Gedichtes mit der Baronin erzeugt. Der Gott nimmt daher den lebhaftesten Antheil an den mannigfaltigen Schicksalen und Abenteuern Dandy's, aus welchen ihn dann die Maschinengötter als: Briefe, Träume, Muttermäler u. a. m. befreien. Die Begebenheiten gehen abwechselnd auf dem Par-

naß und auf der Erde vor. Belesprit hat viele Feinde unter den andern Gottheiten. So stehen seinen Unternehmungen feindlich entgegen: Humor der Schutzgott der englischen Literatur, Capriccio der diesen Rang bei den Italienern einnimmt, ja sogar der deutsche Sentiment, welcher schon durch seinen französischen Namen den Charakter seiner Nation versifflirt, macht dem von allen Seiten bedrängten Belesprit zu schaffen, denn Alle suchen vereint die Bemühungen des Franzosen zu vereiteln, und die schriftstellerischen Talente Dandys, der in die Fußtapfen seines göttlichen Vaters tritt, zu verpfuschen.

Das Versmaß ist nach jenem des Hudibras geformt. Was halten Sie wohl von dem Plane, der diesem Epos zu Grunde liegt? —"

Wallners fortwährendes Stillschweigen auf meinen ersten Brief forderte mich zu einem zweiten Schreiben auf, worin er erfahren sollte, daß unter den vielen Buchhändlern Wiens sich kein einziger Verleger für mein Geisteserzeugniß finden wollte, bloß weil es in Versen verfaßt war, vor welchen das große Publikum wie man mich allenthalben ver-

sicherte, eine gewaltige Abneigung empfinde. Hingegen gab mir einer der Wiener Sosii den ehrenvollen Auftrag: „Biographieen der berühmtesten deutschen Opernsängerinnen“ für seinen Verlag zu schreiben. Ein Plutarch von Theaterprinzessinnen zu werden, ist noch nicht das schlimmste, was einem schreibsüchtigen Autor seit der Erfindung der edlen Buchdruckerkunst zugemuthet worden ist, und so nahm ich den Antrag mit Vergnügen an. Aber die Versescheu des Publikums, welche mein mit unermüdetem Fleiße ausgearbeitetes Heldengedicht noch als Embryo wieder seiner Auflösung zuführen sollte, mußte mich gegen die Lesewelt mit einer gerechten Indignation erfüllen, die sich in folgender Satyre, wovon ich eine Abschrift in den an Wallner gerichteten Brief einschloß, Luft machte:

Ueber die Metrophobie.

Omnes hi metuunt versus, odere poetam.
Horat.

Wer die verschiedenen Gattungen von Büchern und Menschen kennen zu lernen Gelegenheit bekam, weiß, was er von ihnen zu halten hat, denn nicht selten führen die schlechtesten unter ihnen die glän-

zendsten Namen, und der Mißcredit, in welchen diese bei uns gekommen, sowohl als die Erfahrung, daß an Titeln nur der — Titel etwas sey, läßt sich aus den zur Verständlichkeit derselben nothwendig gewordenen Zusätzen erklären, wovon ich diesmal nur Ein Beispiel anführen will, als: wirklicher Geheimrath. Glänzende Titel sind daher flimmernde Irrlichter, die den Unerfahrnen in Sümpfe und Kothlacken führen.

„Quid tanto dignum feret hic promissor hiatu?“ könnte bei dieser Stelle Mancher etwas vorschnell fragen. Aber der Ungestüme soll es noch in der nächsten Sekunde erfahren, daß dieser sonderbare Eingang ein bloßes Präservativ-Mittel sey, womit ich mich gegen die Vorwürfe derjenigen zu verwahren suche, die sich in ihren Erwartungen betrogen fänden, weil sie aus dem Titel dieser Schrift sich eine psychologische Abhandlung versprochen haben, denn ich biete dem Leser bloß einige Gedankenkörnchen an, die ich in der Vorrathskammer meines Gehirns einige Zeit aufbewahrt, jetzt aber eine so außerordentliche Gedankennoth verspüre, daß ich von dem wohlgemeinten Rathe jenes Römers, den Vorrath neun Jahre aufzusparen diesmal unmöglich Gebrauch ma-

chen kann. Ich zweifle auch nicht im Geringsten, daß er selbst seiner eigenen Lehre zuwider gehandelt hätte, wäre ihm, so wie mir, sein Ideenvorrath jemals ausgegangen.

Damit dieser Aufsatz nicht wie manche vornehme Herren und gewisse, obgleich gern gelesene Werke, einen leeren Titel führe, will ich dies berücksichtigen und sage demnach, daß die Metrophobie (Versescheu) fälschlich mit der Hydrophobie (Wasserscheu) verwechselt wird, von welcher sie sich schon dadurch unterscheidet, daß ihre nachtheiligen Wirkungen bloß auf die Gebissenen, nicht aber auch auf die Beißenden sich erstrecken; übrigens aber jener Krankheit insofern ähnlich ist, als ihre Entstehung gleichfalls von dem Genusse verdorbener Nahrungsmittel, hergeleitet wird.

Es giebt wenig Menschenkinder, die nicht von dieser Krankheit befallen würden. Am meisten sind ihr Damen, Stutzer, Beamte, Kaufleute, vorzüglich aber Buchhändler unterworfen, welches eben nichts Wunderbares ist, weil diese am meisten von den mit der Versewuth behafteten Geschöpfen gebissen werden, daher ihr Vorurtheil gegen die Lieblingsthiere der Musen sich nicht nur auf die Kranken, son-

dern auch auf die Gesunden unter ihnen erstreckt, und Phöbus hat demnach auf diese Leute den Einfluß, welcher dem Gott Phobos zugeschrieben wird.

Um die große Anzahl der dichtenden Gattung daher so sehr als möglich zu verkleinern, hält sich das Publikum gewisse Leute, die man mit dem Ehrennamen: „Recensenten“ belegt, und welche alle Fähigkeiten von der Welt besitzen, die armen Geschöpfe im wahren Sinne des Wortes zu verkleinern, und alle von ihnen, die keinen Herrn (Mäcenaten) haben, auffangen und tödten. Ein solches Aemtchen übernehmen in den meisten deutschen Ortschaften die Henker. Unsere Aristarchen machen auch mit vollem Rechte auf diesen Ehrentitel Anspruch, und können, obwohl sie früher als das Lesepublikum richten, dennoch Nachrichter genannt werden. Sie sind daher der Schrecken aller poetischen Sünder, und erscheinen, wie ihre Amtsgenossen in England, bei Verrichtung ihres löblichen Geschäftes stets verlarvt. Sie richten wie diese auch nur mit dem Beile hin, daher sie auch Scharfrichter heißen dürften, und zwar um so eher, da ihr Urtheil nie gelinde ausfällt.

In der That wird die castalische Quelle von den

Meisten für eine gewöhnliche gehalten, welche die Welt mit Wasser versorgt, und journalistische Restaurateurs verfahren wie alle andern, indem sie ihren Gästen zuerst Suppe (selten Rumforder Kraftbrühe) vorstellen, bevor sie mit nahrhaftern Gerichten angerückt kommen, die meistens in Fleischspeisen bestehen, welche Schaf- und Hornvieh liefern müssen, wobei sich die Köche vor dem Versalzen besonders in Acht nehmen. Das Dessert besteht aus andern Genüssen, als Nüssen (Charaden, Räthsel u. s. w.) die den Leuten zum Aufknacken gereicht werden, worunter sich nicht selten manche taube Nuß befindet. Zum Schlusse werden die Herren und Damen mit der histoire scandaleuse des Tages bewirthet. Dies sind die sogenannten Theaternotizen, und die meisten saugen wie die Vampyre nur das Blut (die Correspondenz-Nachrichten) aus dem journalistischen Körper, lassen aber den übrigen Theil liegen. Allein was kümmert es den Wirth, ob dies oder jenes den Gästen am meisten mundet, wenn sie nur die Zeche ganz bezahlen.

Wenn ich gegen den Leser offenherzig seyn soll, so muß ich jetzt das freimüthige Geständniß ablegen, daß ich mit zu sehr gesuchten Aehnlichkeiten und

Gleichnissen so wenig als er selbst zufrieden seyn kann, und mich damit entschuldige, daß wir jetzt in einer literarischen Sündflut leben, die nach dem Willen des über die verderbten Menschenkinder erbitterten Musengottes weit mehr Jahre währen soll, als die in der Bibel erwähnte, Tage.

Der Anfang dieser Periode hatte schon mit Bodmers „Noachide" begonnen. Gott Apollo war indeß bedacht, die literarische Welt nicht ganz aussterben zu lassen, und bauete daher seinen Lieblingen eine Arche: „Nachruhm" genannt, welche sie vor den Fluten des Lethestroms schirmen sollte, und in welcher von allen lebenden Wesen Ein Paar aufgenommen werden sollte, sowohl von den reißenden Thieren, die in den (kritischen) Wäldern und vom (Ehren-) Raube leben, als auch die zahmen (Romanschreiber), die von ihrem Brodherrn und Ernährer (dem Verleger) gefüttert werden, der eigentlich aber von ihnen lebt. Ferner alles Geflügel (die Epiker), welches sich in die Wolken erhebt, (weil sich die Kinder der Erde um dies nicht kümmern) und alles Gewürme, das auf der Erde kriecht (vor dem Theaterdirector, daß er die Aufführung des neuen Drama bewirke und vor den

Schauspielern wegen guter Darstellung desselben,) und den Fischen im Meere (die Lyriker), denn Arion, einer aus dieser Kaste, fand in einem Delphine seinen barmherzigen Bruder.

Alle diese gingen paarweise in die Arche, und der Parnaß ist ihr Ararat-Gebirge, um den Fluten zu entrinnen, in welchen ihre Brüder den Geist aufgeben. Umsonst richten die Elenden ihren Blick zum Himmel empor, und wollen sich erheben. Fruchtlos ist ihr Bemühen, denn sie lassen sich vom Strome fort reißen, und kämpfen vergebens gegen die Wellen an, welche der herrschende Geschmack aufthürmt.

Alle, die hier mit dem Strome (des Zeitgeistes) schwimmen, sind: Modedichter. Ein großer Theil des schönen Geschlechts theilt ihr trauriges Loos. Diese schöngeistigen Schönen hält der Unkundige zwar für Nereiden, allein zu merkbar ist der Zwang, womit sie sich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten streben, um nicht zu verrathen, daß sie keineswegs göttlichen Ursprungs sind, sondern gleichfalls dem Sündervolke von dem zürnenden Dichtergotte beigezählt werden.

Weil ich hier in meinem eigentlichen Elemente

bin, und mit Hülfe meiner Floß- oder Flußfedern mich so ziemlich fort bewege —

„So gehören Sie etwa zu den Fischen?" — hör' ich einen Zoilus fragen. — Wohl! ich verstehe den Wink und verstumme.

Endlich langte ein Brief von Wallner an, und lautete, wie folgt:

„Mein Stillschweigen auf Ihr erstes nach Dresden gerichtetes Schreiben wurde durch eine Verzögerung meines Aufenthaltes zu Prag veranlaßt, und konnte, da es früher als ich selbst in der Residenz Sachsens eintraf, auch nicht sogleich beantwortet werden. — Die wenigen Wochen, welche ich in Böhmens Hauptstadt verlebte, werde ich stets zu den angenehmsten meines Lebens zählen. Die zahlreichen öffentlichen Gärten und Belustigungsorte, so wie überhaupt die pittoresk-romantischen Umgebungen, welche diese dem Umfange nach größte Stadt Deutschlands (Wien und Berlin ausgenommen) zieren, mußte mir, hätte ich mich auch nicht als Fremder innerhalb ihrer Mauern befunden, einen solchen Ort auch in dieser Jahrszeit, wo die wohlhabendern

Einwohner Prags größtentheils noch in den Badeorten Zerstreuungen suchen, zu einem höchst angenehmen Aufenthalte machen. Auch die vielen Denkmäler alterthümlicher Baukunst, die man in Prag allenthalben findet, geben diesem einstigen Königssitze ein ehrwürdiges Ansehen, und mahnen den Reisenden zugleich, daß er auf einem durch eine thatenreiche Vorzeit geheiligten Boden wandelt, welcher Jahrhunderte lang der oft blutige Schauplatz großer Thaten gewesen, auf welchen alle übrigen europäischen Völker nicht immer als müssige Zuschauer ihre Blicke gerichtet hatten.

Doch ich besorge mit Recht, in Ihren Augen lächerlich zu erscheinen, wollte ich diesen für die Briefform so unpassenden feyerlich ernsten Ton nicht endlich unterbrechen, und statt einer geschichtlichen Vorlesung, lieber Prags Bewohner von einem durch so manchen Reisenden ihnen unverdient gemachten Vorwurf, jenen der Ungeselligkeit und Verschlossenheit, frey zu sprechen suchen. Ich habe mich durch eigene Erfahrung von der Grundlosigkeit dieser Beschuldigung vielfach überzeugt. Jedoch will ich von den Familienzirkeln, die den Fremden durch den vorherrschenden geselligen Ton anziehen, nur einen einzigen

namentlich anführen, und zwar deshalb, weil das Haupt jener Familie, Herr Kriegscommissär Schießler, Ihnen auch als Schriftsteller ehrenvoll bekannt seyn wird. Bereits zwei Decennien dient er den Musen als einer ihrer eifrigsten Priester, welchen er jedoch nur Nachts seine Spenden bringt, indem er am Tage in seinem ehrenvollen Berufe als Staatsbeamter unermüdet zu wirken sucht. Dennoch hat er erst vor Kurzem zu einer vollständigen Sammlung der während eines Zeitraums von zwanzig Jahren in so vielen Zeitschriften und Almanachen erschienenen metrischen Gaben seiner Muse sich entschließen können. Dies Beispiel von Bescheidenheit eines durch vieljähriges literarisches Wirken bereits accreditirten Schriftstellers dürften wohl viele milchbärtige Musensöhne nachahmenswerth finden, die nicht genug eilen zu müssen glauben, die halbreifen Erstlinge ihres noch unausgebildeten Talentes dem Lesepublikum gesammelt anzubieten.

Unter den Gedichten des Herrn Schießler, welche drei ziemlich starke Octavbände füllen, findet man die verschiedensten Blüthen der lyrischen Poesie, so wie kleinere Dichtungen in der erzählenden Form, das heitere Lied und die ernste Ballade; scherzhafte, zur Deklamation geeig-

nete Gedichte meist erzählenden Inhalts vermißt man eben so wenig, als die begeisternde Dithyrambe. Die glückliche Behandlung dieser heterogenen Stoffe zeugt eben so sehr für das vielseitige Talent des Dichters, als die leichte gefällige Versification für die sorgfältige Feile, mit welcher derselbe zu Werke gegangen. In den zahlreichen hier enthaltenen Epigrammen erkannte ich in dem Dichter auch den witzigen und geistreichen Gesellschafter wieder. Aber seine Legenden und Fabeln werden stets zu den besten Mustern der deutschen Poesie in diesen Dichtungsarten gezählt werden. Die „Monatrosen,“ eine in mehreren Bändchen fortlaufende Reihe von Novellen und Märchen, bewähren wiederum das Erzählertalent des Verfassers. Als Redakteur mehrerer Almanache und Zeitschriften (deren Fortbestehen durch Localverhältnisse und andere meist aus derselben Quelle fließenden Hindernisse gehemmt ward) hat Hr. Schießler vielfach die Gelegenheit benutzt, manches jugendliche Talent bemerkbar zu machen, und verdient in dieser Hinsicht vor seinen vielen Amtsbrüdern das Lob, daß er mehr auf den poetischen Werth und die Gediegenheit des Inhalts der ihm eingesandten Beiträge, als auf die Namen der Mitarbeiter Rücksicht

nehme. Sein „neues deutsches Originaltheater" wovon bisher nur drei Bände erschienen sind, ein der Tendenz nach bei der gegenwärtigen Armuth des deutschen Repertoirs an guten Dramen gewiß lobenswerthes Unternehmen, spricht, aus der etwas lauen Aufnahme des Publikums, abermals für die herrschende Thorheit der Zeit, daß allgemein mehr nach der Celebrität der Mitarbeiter, als nach der Gediegenheit des Inhalts gefragt wird.

Weil mein Brief bereits einen literar-geschichtlichen Charakter angenommen, so lassen Sie mich, geehrter Freund! diesen Styl ferner beibehalten, und Ihnen in Beziehung auf Ihre „Dandiade," deren Abweisung von Seiten des Buchhändlers Ihr Autorgefühl nicht wenig verletzt haben mag, einige wohlgemeinte Winke zur Nutzanwendung auf Ihrer schriftstellerischen Laufbahn ertheilen.

Keinesfalls würde ich ihnen beistimmen, mit einem selbstständigen Werke zuerst in die Lesewelt zu treten. Wozu wären die fliegenden Blätter sonst nütze, wenn sie nicht dichtenden Bellerophonten als Flügelrosse dienten, um sich mit ihnen zum Parnaße aufzuschwingen? Eigentlich sind diese Papiere nur gedruckte Einlaßkarten in den von tausend Lich-

tern erhellten Fest- und Prunksaal des Ruhms. Wer, ohne eine solche vorzeigen zu können, sich heimlich einzuschleichen sucht, zieht sich die bittern Glossen und Anmerkungen der geladenen Gäste zu, welche sehnlich des Augenblicks harren, wo die Kunstrichter auf ihren Blas- und Streich-Instrumenten ihnen die Tanzmelodie einblasen und aufspielen. An Tänzerinnen fehlt es gegenwärtig noch weniger als an Tänzern. Der minder Glückliche wird schon vor dem Eingange von den spitzen Stäben grober Portiers ernstlich abgewiesen, welche, wie giftgeschwollene Drachen oder ungeschlachte Recken schöne Prinzessinnen in bezauberten Schlössern, eben so die Dame Poesie im Tempel der Unsterblichkeit bewachen.

Die wichtigste Frage hätte ich leicht vergessen, zu welcher Klasse von Schriftstellern Sie sich eigentlich rechnen? zu jenen, die mit einer momentanen Berühmtheit sich begnügen, welche sie von der Mitwelt sich sogleich auszahlen lassen? oder zu denen, die der Nachwelt gegen einen ansehnlichen Profit von Celebrität auf Credit geben, und ihren Erben lieber die Einkassirung ihres berühmten Namens überlassen, wie Milton, Camoens? Aber diese Klasse von Dichtern

ist, wie der Mammuth unter den Thiergattungen, bloß — gewesen.

Ueberhaupt ist es mit dem „für Honorar schreiben" eine ehrenwerthe Sache, denn wer möchte den Poeten zumuthen, ebenfalls von Luft zu leben, weil die Charaktere ihrer Helden aus der Luft gegriffen sind? Nebstdem ist ein schaffendes (poetisirendes) Geschöpf auch unstreitig das nützlichste unter der Sonne. Anstatt wie Spinn- und andere Maschinen die Menschen entbehrlich und brodlos zu machen, leben durch diese Schreibmaschinen im Gegentheile weit mehr Leute, als in ihren Tragödien und Romanen sterben. Diese sind: der Verleger, Recensent u. s. w. Ein Schöngeist steht daher einem Schafe wenig nach, welches dem Schäfer, Metzger u. s. w. die alimenta reicht. Ja er ist den Seidenwürmern noch ähnlicher, indem er nicht nur wie diese die Industrie befördert, sondern auch gleich ihnen (vor dem Verleger und Kritiker) kriecht, sein Gewebe aus dem Magen spinnt, und überhaupt wie jene Thierchen nicht für sich, sondern für Andere Seide spinnt.

Sie wenden mir vergebens ein, daß fast die meisten durch das Honorar ins Leben gerufenen Werke

den gelben nicht aber den blondlockigen Gott als ihren Schöpfer anerkennen, und um vor den Pfeilen eines hämischen Kritikers als unverwundbar zu bestehen, nicht wie der Sohn der Thetis in den Styx, sondern in den Lethe, nie aber in die Hippokrene getaucht werden. Ich nehme selbst nicht Anstand, den Thierkreis zu Metaphern zu verbrauchen, bloß um zu beweisen, daß der Wassermann, nämlich der vom Wasser lebende Verleger, weit klüger handelt, wenn er Fische zu angeln sucht, die mit dem Strome (des Zeitgeists) schwimmen, als (die nach Ostern anlangenden) Krebse, welche fast ausschließlich unter dem Einflusse des Schützen (Apoll) und der Jungfrau (Minerva) in die Welt treten. Da der gute Mann sich nicht um die kritische Wage kümmert, so fragt er mit Recht: Wenn ein Scorpion von Recensent nicht die Steinböcke allein, sondern selbst Löwen seine Stiche empfinden läßt, warum sollt' ich nicht auch Schafen und Ochsen, Stieren und Widdern, diesen Zwillingen des Geistes, das Futter reichen, da sie doch immer noch klug genug sind, ihre Hörner zu Lob- und Kriegs-Posaunen anzuwenden?

Um den Stoff bei Ihren Arbeiten soll Ihnen am wenigsten bange seyn. Er fällt wie Manna in der

Wüste, und man braucht ihn nur aufzulösen. Memoiren berühmter und berüchtigter Personen schreiben ist freilich das einträglichste Handwerk, denn wer bekümmert sich nicht um die Lebensweise seines unbedeutendsten Nachbars, geschweige ausgezeichneter Leute? Nur ist bei Mangel an Erfindungsgabe nichts damit anzufangen. Ich empfehle solchen Geisteskranken eine Tour durch Nord- und Süddeutschland. In allen am Wege liegenden Städten durchstöbere man Chroniken und Criminalakten, um über denselben Novellen für Damen auszubrüten, und ich wette bei der Leyer Apoll's! es bedarf kaum so viel Zeit als in welcher Flachs Feuer fängt, oder ein Novellist in und aus der Mode ist, so verpuppen sich diese wieder zu Melodramen und sogenannten Ritterspectakels und flattern als bunte Schmetterlinge sodann von einer Bühne Deutschlands zur andern.

Ich läugne ferner nicht, daß sich Künstlerdramen, Malergeschichten und Entsagungsromane auch ganz leidlich ausnehmen, allein überlassen wir solche Anstands halber dem schwächern Geschlechte, welches in diesem Jahrhunderte auch zu Federn gekommen ist, und sey es auch noch so flatterhaft und un-

beständig, es wird doch eher Schminke als Dinte entbehren können.

Giebt es doch auch noch andere Wege einzuschlagen. So ziehen z. B., seit Fouqué die Straße gebahnt, alle (nicht Opern- sondern) gefiederten Sänger nach dem Norden; und diese literarische Eispol-Expedition hat bisher noch immer Beifall und Lobredner gefunden. Die Riesen von Wasserspeyenden Wallfischen und Ungeheuer von Eisbären, mit welchen die muthigen Abenteurer jeden Augenblick einen Strauß zu bestehen haben, geben von den Tapfern klein gehackt, ein gutes Lesefutter für Leihbibliothekare ab, welches sie in ihren Krippen (Bücherfächern) in Häuflein aufschichten, zum Besten der lesehungrigen Schaf- und Rinderheerden, so daselbst sich zur Tränke und Weide einfinden.

Ueberhaupt gefallen sich unsere modernen Poeten in der Schilderung von Winterlandschaften. Das Anschauen ähnlicher Gemälde hat aber auch für das Heer der Bewunderer einen ungemeinen Reitz, denn der zu Gletschern aufgethürmte Unsinn schimmert ja, die Nebelgebilde und Schneemänner, welche vor dem Sonnenstrahl der Kritik zerfließen würden, sind aber zum Glücke nur gemalt, aber so täuschend,

daß wir uns — solche Streiche spielt die aufgeregte Phantasie — in jene kalte Zone versetzt glauben, und beim Anschauen derselben wirklich über Frost klagen.

Was die Namen der Bewohner jener Länder betrifft, so sind sie freilich selbst für die geübtesten Zungen so unaussprechlich, als das Verdienst der sie verewigenden Dichter; aber dies ist ja modern und nur der Mangel an diesen, (da Walter Scott alle Schatz- und Vorrathskammern rein ausgeleert hat,) mag einen Wilson bewogen haben, als ein neuer Vasco de Gama Reichthümer in Ostindien zu suchen, und vom Norden zum Süden zu steuern, um die Schätze eines fremden Landes sich anzueignen, dessen Helden auch Namen führen, die sich prima vista nicht lesen lassen. Um so größer ist dessen Verdienst, da die indische Literatur eine ergiebigere Goldquelle hoffen läßt, deren Dramen sogar aus zehn Acten bestehen. Ein geübter Seefahrer, der sie vom heimathlichen Boden über das Weltmeer nach Deutschland zu übersetzen vermag, steuert daher auf das Vorgebirge der guten Hoffnung zu, weil zehn Acte mehr Raum als fünf einnehmen, und Verleger halten sich bloß an die Bogenzahl, weil die Ge-

danken ihrer Lohnschreiber unzählbar sind. Sobald der literarische Pirat seine Beute ans Trockene gebracht, ist es dessen erste Pflicht, zu sehen, daß seine Helden, wenn sie die Schiffsbretter gegen die Bühnenbretter vertauscht, bei jeder Stelle, wo sie in Zorn gerathen, eben so wie europäische Theaterfiguren uns anreimen, sonst werden sie auch Niemanden ansprechen.

Ein anderes asiatisches Volk: die Perser, sind in den Personen des Sadi und Hafiz ihrer literarischen Schätze nicht minder beraubt worden, nicht von wandernden Beduinen in der arabischen Wüste, sondern von wandernden Lyrikern in der Gedankenwüste, die nicht wie Erstere an Wasser Mangel leidet. Wandernd ist ihr passendstes Epitheton, weil sie „Wanderlieder" und „Reisebilder" in Unzahl liefern. Obschon sie auf diese Weise ein Nomadenvolk bilden, und wie Harro Harring jeden Tag anderswo ihr Zelt aufschlagen, so sind ihre Verse dennoch mehr Schaf- als Schäfergedichte, welche letztere überhaupt ganz aus der Mode gekommen sind, eben so wie der Mond und der Abendstern, die, seit die Nacht unserer Poesie ihren mystisch-romantischen Wolkenschleyer um den weiten Ho-

rizont der Phantasie gebreitet, zu leuchten aufgehört haben. Verehren unsere Dichterlinge auch nicht wie die Wilden, Sonne und Mond, so sind sie doch Sternanbeter, denn jedes Mädchenauge leuchtet ihnen als Leit- und Unglücksstern zur Abfassung eines Klinggedichts, daher Versuche in dieser Dichtungsart zahllos wie die Sterne am Himmel sind. — Manche, die ihre Schönen für mehr als einen Stern, nämlich für eine Sonne halten, deren Feuer sie nicht erwärmt, sondern ihre Herzenskammern in Brand gesteckt, fürchten ein gleiches Geschick für ihre Gehirnkammern; und damit die verzehrende Glut nicht ihre ganze Lebensmaschine angreifen möge, werfen sie mit Sonettenkränzen um sich, daß es eine Lust ist, weil diese, die entgegengesetzte Kraft der Pechkränze besitzend, selbst die stärksten Flammen zu löschen vermögen.

Aber mit ganzen Bibliotheken solcher Sonette lockt man keinen Hund vom Ofen, geschweige einen Buchhändler zum Ankaufe derselben. Nur, wer Muth genug besitzt, mit dem Teufel anzubinden, der hat den Verleger gefunden. Wie trefflich sind nicht Hoffmanns „Teufelselixire" und Hauffs „Satans Memoiren" honorirt worden, obgleich im erstern

Werke von dem Bösen fast nur die Rede ist, und im andern Buche der Satan von seiner diabolischen Natur so wenig verräth, daß nur daraus zu erklären, wie er auch bei Damen Eingang erhalten konnte. Der Geschmack an Teufeleyen ward schon früher im Gebiete der Tonkunst merkbar. Weber konnte nur durch den „Freischützen" Furore machen, denn der Teufel, für welchen der Compositeur nach Spohrs vorangegangenem Beispiele mit einer nicht unbedeutenden Parthie in der Oper bedacht war, wollte nicht undankbarer als die Prima Donna genannt seyn, und erwiederte eine Ehre mit der andern. Euryanthe hingegen, welche für die Engel componirt worden, wie sollte diese die Menschen ansprechen?

Offenbar ist der Teufel mit dem Zeitgeiste vorwärts geschritten, und für ein paar ihm zu Ehren verbrauchte Tropfen Dinte giebt er irdische Güter und Unsterblichkeit zugleich, während mit Blut Geschriebenes nur etwas zeitliches Glück abwirft, ein neuer Beweis, daß schwarz und nicht roth die Lieblingsfarbe des Teufels sey. Indeß bedarf es nicht immer einer Teufelsprotection. Auch die Empfehlungen anderer großen Herren nützen viel, doch exempla sunt odiosa. So viel ist gewiß,

daß Fortuna als die zehnte Muse weit mehr Sterblichen die Unsterblichkeit ertheilt, als die andern neun zusammen, denen sie nur in diesem Stücke gleicht, daß sie nicht Allen, die um ihre Gunst flehen, Gehör geben mag.

Nachdem ich Sie mit einer der gegenwärtigen Zeit angepaßten Pisonischen Epistel überrascht habe, die ihrem alten Vorbilde wenigstens an für die Briefform übermäßiger Länge nichts nachgiebt, so will ich denn auch Ihrer Satyre über „die Metrophobie" einen aus meiner Feder geflossenen Versuch in demselben Genre entgegenstellen, um in Nichts hinter Ihnen zurückzubleiben. Die Betrachtungen, welche mir während meines obgleich kurzen Aufenthalts in Norddeutschland, der gegenwärtige Zustand der schönen Literatur dargeboten, finden Sie in nachstehendem Aufsatze enthalten:

Etwas über Schöngeister beiderlei Geschlechts.

— In our verses monkish rhymes
Have tangled their fantastic chimes.

Prior.

Unsere süßen Herrchen, (welche, ich weiß nicht, ob von den süßen Worten, die ihnen von den Lippen

fließen, oder von den Conditorwaaren, die sie über dieselben verführen, dies Epitheton erhielten,) sind ganz wider ihr Verschulden von bösartigen Satyrikern so oft zum Gegenstande ihres Spottes verbraucht worden, daß ich weit mehr Ehre einzulegen glaube, wenn ich mich zu ihrem Anwalt anbiete; und anstatt wie ihre Widersacher sie mit Hummeln zu vergleichen will ich ihre Aehnlichkeit mit jenem Thiere darzustellen, mich bemühen, welches als Symbol der Treue dient. So wie dieses aus verschiedenen Spielarten und Gattungen besteht, können wir ein Gleiches auch bei den Stutzern wahrnehmen. Die meisten unter ihnen gehören zu den Schooshündchen, welche nicht selten noch über diese in der Gunst ihrer Gebieterin stehen, und mit Recht stolz darauf sind. Sie bellen wie jene Thierchen auch jeden Fremden an, der sich ihrer Herrin zu nahen wagt, und theilen dafür auch die Gunst und Zärtlichkeit, welche die Dame auf zwei, der Meinung nach, so ganz verschiedene Geschöpfe ausströmen läßt.

Da es unter unsern Petitmaitres sogar Versemännchen giebt, so dürften wir diese Klasse füglich zu den Windspielen rechnen, die am hohen Rücken (vom vielen Bücken vor ihren Mäcenaten) und

am schmalen Bauche (vom häufigen Fasten) kennbar sind. Ihre grimmigsten Gegner: die Recensenten oder Doggen vulgo: Bullenbeißer verrathen sich am geifernden Rachen, und fallen jeden ohne Unterschied an. — Es ist ferner nichts Seltenes, daß unsere Modeherrchen zugleich poetisiren und kritisiren, wie manche Federmesser, die mit doppelten Klingen versehen, auch zum Radiren geeignet sind; oder wie der Tod, welcher vernichtet, aus der Verwesung neue Geschöpfe entstehen läßt. Es ist daher erklärbar, warum sich schwärmerische Damen nach ihnen eben so sehr, wie nach dem Tode sehnen, — welche Beide aber von Vätern und Ehemännern gleich stark gefürchtet werden, — und so wie die Griechen sich Freund Hain als einen schönen Jüngling denken, der eine umgestürzte ausgelöschte Fackel (des Hymens) in Händen hält.

Da Apoll der schönste unter den Göttern ist, kann man es den Damen gar nicht verargen, wenn sie sich auch seine Jünger mit einem schönen Aeußern denken, und gleich dem Sohne des Sophroniscus die Behauptung aufstellen, daß ein schöner Geist nur in einem schönen Körper einquartieren mag. Daher ist mit Recht zu bezweifeln, ob Voltaire,

Scarron, Delille, Pope, Johnson, Churchill und der Verfasser — dieses Aufsatzes auf irgend ein literarisches Talent Anspruch machen dürften? die Ursache wird demnach klar, warum nur ein wohlgebildeter Fashionable bei den Schönen sich ohne Bedenken für einen Musenpriester ausgeben darf, weshalb sich jene sodann auch für die Musen selbst halten.

Darum nahm die Zahl der Schriftstellerinnen zu keiner Zeit so sehr als jetzt überhand, die anstatt wie Sappho und Louise Brachmann sich in die Höhe zu schwingen, nur wie diese sich vom Gipfel des (Musen-) Berges hinab in die Fluten stürzen, und die der Meinung sind, daß, eben so wie ein römischer Triumphator erst fünf tausend Mann gespeiset haben mußte, bevor er auf einen Lorbeerkranz Anspruch machen konnte, sie in gleicher Absicht eben so viele Verleger von Journalen und Taschenbüchern speisen müßten. Und man weiß nicht, soll man mehr die Schnelligkeit der weiblichen Zungen oder ihrer Federn bewundern? Ja, dem griechischen Komödienschreiber Euphron (Athenaeus Δειπν. I.) zufolge ist es gleichviel, ob diese die Kochkunst oder die Dichtkunst perfectioniren, weil nach seiner Meinung beide Künste viel Aehnliches haben, und da wie billig, der

Geist vor dem Körper den Vorzug verdient, warum sollten wir den Geistesspeisen nicht eine größere Aufmerksamkeit widmen?

Sollte man es wohl glauben, daß es Neidharde gebe, die von Schriftstellerinnen auszusprengen bedacht sind, daß sie vor ihren geistigen Geburten, wie vor den körperlichen in der Zeit der Schwangerschaft, eine strenge Geistesdiät beobachten, nur wenige, fast gar keine nährende und kräftige Speisen genießen? Ja, die Unverschämten gehen in ihrer Bosheit noch weiter, und verweisen das schreibende Damen-Corps sogar zu — weiblichen Beschäftigungen. Allein sollten sie nicht zugleich bedenken, daß Pallas nicht nur im Weben und Sticken ihres Gleichen suchte, sondern auch den Wissenschaften vorstand? Insofern aber Minerva den Charakter einer kriegerischen Gottheit annahm, ist auch unsern Schönen das Gebiet der Kritik zu betreten erlaubt; und wie jene Göttin suchen auch diese, ungeachtet des gelehrten Handwerks, das sie treiben, auch ihre Ansprüche auf Schönheit geltend zu machen. Es ist nur zu beklagen, daß auch die neuern Pariden meistentheils den Aphroditen den Vorzug geben, und diese gewöhnlich umsonst sich in ihrer Blöße zeigen.

Uebrigens sehe ich gar nicht ein, warum den Damen das Bürgerrecht im Reiche der Musen, die selbst zu ihrem Geschlechte gehören, verweigert werden sollte? Im Gegentheile, ihnen sollten diese Vortheile weit eher als unserm Geschlechte eingeräumt werden, da sie, von keinem bürgerlichen Berufe gedrückt, zum Schriftstellern weit mehr Muse haben. Wenn sie auf diese Weise jedoch die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigen, so bringen sie dem Staate durch ein Heer von Erziehungsschriften für das weibliche Geschlecht hundertfältigen Nutzen; und da es bekanntermaßen weit verdienstlicher ist, auf die Veredlung des Geistes als des Körpers zu denken, so ist es billig, daß sie sich mehr um die Kinder ihres Geistes als des Leibes bekümmern. Sie gewinnen dabei ungemein an moralischer Bildung, denn es hat sich noch nicht der Fall ereignet, daß von einer Geistes-Kindesmörderin zur Schande des weiblichen Geschlechts gehört worden wäre.

Auch ist das schöne Geschlecht zur richtigen Charakterzeichnung der in ihren Dramen und Romanen handelnden Personen weit geeigneter als wir, weil sie sich mehr auf das Studium der menschlichen Leidenschaften legen. So wie Herodot die Länder sel-

der bereisete, deren Geschichte er schreiben wollte, bestreben sich auch diese, aus der Quelle selbst zu schöpfen, welche ihnen aus der Thee- und Kaffeekanne sprudelt, sobald der Club seine Sitzung eröffnet hat; und die **histoire scandaleuse** des Tages reicht oft mit Stoff für eine ganze Ladung von Almanachen aus, denn Erfindungsgabe und Productionsvermögen ist ihnen nicht abzusprechen.

Macht man aber den meisten Romanschriftstellerinnen mit Recht den Vorwurf, daß trotz der Sucht die Schattenseiten einer Person herauszukehren, sie dennoch in ihren Schriften nichts als edle Seelen mit Engelscharakteren erscheinen lassen, so sieht man hieraus, mit welcher Schonung sie gegen die Fehler des menschlichen Geschlechts überhaupt verfahren, bloß um dem Lesepublikum kein Aergerniß zu geben.

Kann man es ihnen übrigens verdenken, wenn diese von der Natur zu Sclavinnen der Mode verurtheilten Geschöpfe, nicht nur deren Gebote in Bezug auf Kleiderformen strenge beobachten, sondern auch die in der Literatur herrschenden Moden mitmachen, und nach diesen die Form ihrer Geistesprodukte zuschneiden? Es ist zu diesem Zwecke nicht genug die Entstehung einer Modeliteraturzeitung zu empfeh-

len, um so mehr, da diese auch von Autoren unse-res Geschlechtes benutzt werden könnten, einfache Mo-dezeitungen hingegen ausschließlich von Damen, Literaturzeitungen aber nur von denen zur Hand genommen werden, welche die Kritiken ihrer eigenen Werke zu lesen wünschen.

Mit ohnmächtigem Grimme sehen Federhelden unseres Geschlechts den Ruf und Credit der schreiben-den Amazonen mit jedem Tage wachsen, gegen wel-che auch der brutalste kritische Herkules mit seiner Keule nichts auszurichten vermag. — Ja, nach der Götter unerforschlichem Rathschluße, ist den Weibern die Herrschaft über uns verliehen, selbst im Bereiche der Literatur. Und warum sollten wir eben in die-sem Fache ihre Ueberlegenheit mit mißgünstigen Bli-cken betrachten? Siegen sie doch stets durch ihre Schwäche über die Männer, warum nicht auch im Gebiete der Wissenschaften?

Klagen aber bei jeder Erscheinung eines neuen Meßkatalogs die literarischen Neidharde wiederholt über die stets steigende Anzahl weiblicher Scribenten, so freue ich mich hingegen nicht wenig, wenn unser Geschlecht gegen die poetischen Usurpatricen so oft als möglich Repressalien gebraucht. Denn tragen die

Schönen kein Bedenken, uns Männern ins Handwerk zu pfuschen, so geben wir uns alle erdenkliche Mühe literarische Betschwestern zu werden, wie wir die deutlichsten Proben unseres schönen Talentes in den neuesten belletristischen Erzeugnissen häufig genug vorfinden. Mit innigem Bedauern blicke ich auf die zwei letzten Jahrhunderte zurück, wo Spinoza, Bolingbroke, Bayle und Voltaire Freigeisterei zur Mode machten, so daß kein Mensch selig zu werden glaubte, der nicht atheistische Werke schrieb oder wenigstens las. Wie konnte es aber auch in einer Zeit anders kommen, in welcher griechische und römische Literatur höher als unsere eigene geschätzt ward; wo man mit den Schriften der Alten auch ihren Polytheismus angenommen hatte, und der Dichter dem Apollo und den Musen, nicht aber sich selbst, jeden guten Gedanken zu verdanken glaubte?? Ja sogar die Schönen, an welche sie ihre Lieder und Gesänge richteten, mußten sich die heidnischen Namen Chloe, Doris, Sylvia, Cephise, Belinde, Lalage, Chloris, Amaryllis u. a. m. gefallen lassen, unter welchen sie in Versen gefeyert wurden.

War es uns zu verdenken, wenn wir bei so

vielen Göttern und Halbgöttern (jetzt halten wir uns selbst für diese), mit welchen Deutschlands poetischer Olymp in wenigen Jahren bevölkert ward, zuletzt, wie die Weisen Athens, an gar keinen glauben wollten? Dieser schnelle Uebergang von der Vielgötterey zum Atheismus, und endlich von diesem zur Frömmeley, läßt sich füglich daraus erklären, daß die deutsche Poesie wie jede alternde Dame vor ihrem herannahenden Ende zum Beten Zuflucht nimmt.

Unsere Musenpriester sind förmliche Ordensmönche, welche ihre Klostergelübde, das der (Geistes-) Armuth, des Gehorsams (gegen ihren Obern, den Stifter der neuen poetischen Schule) und der Keuschheit, (indem sie mit den Musen keinen Umgang pflegen) nie außer Acht lassen. Sie haben auf dem Gipfel des Parnaß, welchen sie für den Berg Karmel hielten, den stolz prangenden heidnischen Musentempel im frommen Eifer niedergerissen, und ein zierliches Bethaus an derselben Stelle errichtet, bei dessen Bauart sie dem ionischen Style den altdeutschen vorzogen, das ganze Gebäude aber mit vielen mühsam und künstlich angebrachten gothischen Schnörkeleyen zu verzieren gesucht, in

der Meinung durch dieses Verfahren sich die Gunst ihres Herrn und Meisters desto sicherer zu erwerben.

Ihr Abscheu gegen das Heidenthum ging so weit, daß sie das Versmaaß der Alten mit Vergnügen für den Reimklang der Araber hingaben, welchen sie sich jedoch aus Spanien holten, mit der weisen Bemerkung, daß das Schellengeklingel der Reime nicht nur auch den fadesten Versen Anmuth und einen unwiderstehlichen Reitz verleihe, sondern auch in Erfindungsnöthen zu Gedanken verhelfe. Für diese schätzbare Entdeckung sind wir den Landsleuten eines Calderon nicht allein verpflichtet, sondern auch für die frommen Erbauungsbücher, zu welchen dieser reimreiche Dichter et Comp. uns die Modelle schufen, und nach welchen Zacharias Werner und andere Deutsche ihre eigenen Erzeugnisse bildeten, diese Mode aber so sehr zum Gesetze machten, daß mir die meisten jetzigen Bühnenprodukte etwas spanisch vorkommen.

Wir sehen uns überhaupt jetzt ganz in das vielbelobte Mittelalter zurück versetzt, woran uns nicht nur die unzählige Schaar von Sonetten, Minneliedern und Legenden mahnt, sondern auch die in jenem Zeitalter üblichen, zwar nicht geist-

reichen, wohl aber geistlichen Dramen. So wird die Schaubühne in eine Kirche umgestaltet, wo zwar dem Volke Moral gepredigt werden soll, nicht selten aber Predigten im Geiste des Pater Abraham a santa Clara gehalten werden.

Wie in andern Gotteshäusern ist auch hier der Zusammenfluß der schönen Welt, welche die heilige Stätte zu Cupido's Börsenhalle machen, wo Herzen, wie Papiere im Curse, steigen und sinken. Die jungen Leutchen, welche Wahrheit der Täuschung vorziehen, wenden daher Aug' und Ohr nicht dem Kanzelredner, sondern dem Nachbar im Kirchenstuhle oder Sperrsitze zu, oder stellen sich, um guten Ton zu zeigen, zerstreuet, was ich jedoch für eine List des Satans halte, der seine sämmtlichen Zuhörer und Zuschauer als seine eifrigsten und beständigen Kunden — die ihn wie den Wucherer und Advocaten zugleich scheuen und aufsuchen — zu verlieren befürchtet, wenn sie ihn auf den Brettern in seinem Hauskleide agiren sehen, wo er sich nicht sehr zu seinem Vortheile ausnimmt, wie als Mephistophel, Samiel, oder in Charakter-Masken als Gottlieb Cocke, Hauptmann Posert, Franz Moor u. s. w.

Die Erfahrung lehrt jedoch, daß nur jene Poeten, welche aus (Geistes-) Armuth in Verzweiflung gerathen, sich den und dem Teufel verschreiben, und dessen Portraitmaler werden. Die poetische Gerechtigkeit verurtheilt den armen Teufel wie Kuppler und anderes Gesindel zur Ausstellung auf die Schandbühne, welches jetzt die deutsche Schaubühne ist; und einige kurzsichtige Scribenten, welche sein Horn für ein Geweih ansehen, hetzen ihn, wie einen Hirschen auch im Reviere des Romans bis zum Ermüden mit einer Koppel wohlabgerichteter Moralisten, deren feine Nasen das Wild bald in seinem Gehege aufspüren, und durch Klaffen und Gebelle in die Flucht jagen.

Einer weit bessern Behandlung hingegen genießen die Heiligen. Wie alle Frommen meiden sie das Theater, und kommen bloß in Epopöen, Romanen, Romanzen und erbaulichen Legenden zum Vorschein, wie Schulzens „Cäcilie" und andere minder bedeutende Produkte zur Genüge beweisen.

Nur Dame Genovefa ließ sich von Ludwig Tieck und Raupach bereden, zum Theater zu gehen. Der Empfang aber, welcher dieser Französin auf den

deutschen Bühnen zu Theile ward, war bei weitem nicht so glänzend als der, dessen sich eine deutsche Sängerin auf dem Pariser Theater erfreute, und zeigte, wie schlecht eine Heilige auf den Bretern figurire, und welch ein Aergerniß das fromme Publikum an dieser gottvergessenen Handlung genommen.

Mönche, welche bei dem Volke schnell in Ruf zu kommen streben, suchen auf ungebahnten Wegen, in undurchdringlichen Wäldern, und auf unersteiglichen Bergen sich eine Eremitage zu erbauen. Es ist ihnen sodann ein Leichtes die Lesewelt glauben zu lassen, daß es in ihrer Macht stehe, Wunder zu verrichten. Plötzlich sieht der fromme Mönch eine Schaar von Blinden, Tauben, Krüppeln und andern Gebrechlichen vor seiner Klause, die durch beinah abgöttische Verehrung dieses neuen Heiligen seinen segenreichen Einfluß sich erbitten. Auch eine Anzahl unfruchtbarer Weiber richten ihre Gebete an ihn, um dadurch zu einer geistigen Schwangerschaft zu gelangen. Solch ein: **Benedico tibi** womit der Angebetete die Gläubigen zu Dutzenden abspeiset, bildet den Inhalt der meisten

Literaturzeitungen und kritischen Blättern, und ist nicht zu verschmähen, denn es hat bisher noch immer seine alte Kraft bewährt. Ja es giebt keinen erhebendern Anblick, als wenn Hunderte solcher Krüppel sich den Segen des Klausners erbeten haben, und auf ein von ihm ausgesprochenes Wort sich von allen ihren Gebrechen befreiet sehen.

Ist es ein Wunder, wenn Satanas, über den fortwährend wachsenden Ruf des frommen Mannes erbittert, der Leichtgläubigkeit des Lesepöbels spottend, in der Maske eines gleißenden Kritikers ihn auf Abwege zu leiten bemüht ist? Nicht selten mißglückt ihm aber sein Unternehmer, und es geht dem Versucher bei den modernen Heiligen nicht besser, als bei dem heiligen Anton von Padua, und wie bei diesem Klausner muß er auch bei den Frommen unserer Zeit die Stelle eines Leuchters vertreten.

Eine nicht geringere Achtung flößen mir die literarischen Missionäre ein, welche man in, unter den verschiedenen Himmelsstrichen gelesenen, Journalen Schaarweise antrifft, und die den verstockten Heiden die reine Lehre und den allein selig machenden Glauben aufdringen wollen, womit der Stifter der neuern

poetischen Schule die Welt beglückte. Sollte man es wohl glauben, daß die bewundernswürdige Suada dieser Leute an allen Orten ein Heer von Proselyten wirbt, das sich stolz zur Parthey der Romantieckianer bekennt?

Die erfreulichsten Folgen brachte dieses neue poetische Glaubenssystem in den deutschen Gauen hervor, und die literarischen Erzeugnisse unserer fratres in Apolline sind daher weit erhaben über die armseligen Produkte jener Mönche, welche nach Pater Harduin's Versicherung eine Iliade und Aeneide und ähnliche stümperhafte Erzeugnisse mehr hervorgebracht haben sollen.

Die Brüderschaft der Flagellanten, welche nicht, wie ihre Namensverwandten im dreizehnten Jahrhunderte sich, sondern Andere, die Geißelhiebe fühlen lassen, die ein frommer Eifer zur Pflicht macht, wird allgemein, sowohl von Priestern als Laien, gehaßt und gefürchtet, da sie nicht selten sich auf den Bischofs- und Richterstuhl der Kritik setzen, und ästhetische Freidenker als Ketzer verschreien, ja sogar mit dem Bannfluche belegen. Diesem Schicksale zu entgehen, schließe ich meinen Aufsatz mit ei-

nem Lobe auf die Unpartheilichkeit jener kritischen Päbste, welche Niemanden vor seinem Tode heilig sprechen, denn Heiligenscheine stellen die Deutschen erst nach dem Tode ihrer Schriftsteller aus, ein Verfahren, welches den Britten und Franzosen nicht genug empfohlen werden kann."

Sechstes Kapitel,

welches nichts als eine Bücheranzeige und eine psycholo=gische Abhandlung enthält.

Die von meinem Verleger ertheilte Aufgabe hatte ich nach zehn Monaten glücklich vollendet. Mit süßem Vatergefühle trat ich in den Buchladen, und legte das geistige Kindlein in die Arme seines Pa=then, des Verlegers, erhielt aber von ihm den neuen Auftrag, eine im kaufmännischen Style abgefaßte Anzeige dieses Werkes zu verfertigen, um diese in die Intelligenzblätter der verschiedenen Zeitungen einrücken zu lassen. Ich versuchte zwar einige Ein=wendungen gegen dieses harte Gebot zu machen, als aber der Wiener Sosius mir unzählige Beispiele von Autoren aufstellte, welche diesen Verpflichtungen ge=gen ihren Verleger bereitwilliger als ich nachgekom=

men, so mußte ich mich endlich den Wünschen des Mannes fügen. Meine Anzeige lautete wie folgt:

Nachtigallen-Hain
oder
das singende Deutschland.

Wien 1828 bei Goldlieb Preller u. Comp. 10 Thle.

— λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ.
Hom.

Gegenwärtiges Werk ist als ein würdiger Pendant zu Meusels „gelehrtem Deutschland" zu betrachten, womit sich der geschätzte Verfasserein monumentum aere perennius zu gründen hoffte. Auch ist es nothwendig, das Völkchen der Enthusiasten bei Zeiten auf dasselbe aufmerksam zu machen, denn in diesem Buche soll der Leser erfahren, daß er sich wahrhaft glücklich preisen kann, in einem Jahrhunderte geboren worden zu seyn, wo die Tonkunst auch in Deutschland zu Ehren gekommen ist, nachdem es ihr so lange erschwert worden, die Alpen und Hindernisse zu übersteigen, welche die Vorurtheile der ernstgesinnten Nachkommen Teuts dieser Tochter Italiens in den Weg gelegt hatten.

Endlich finden wir Teutonia's Eichenwälder in einen Nachtigallenhain verwandelt. Von allen Orten und Enden vernehmen wir das Lob, welches nun auch in Deutschland, nicht minder als in fremden Ländern, deutschen Kehlen gezollt wird. Endlich haben wir es erlebt, daß, wie einst um die Sänger Homer und Camoens, vor Kurzem bei uns um eine Sängerin mehrere Städte hres Vaterlandes in Streit geriethen, da alle Ansprüche machten, der Geburtsort jener Kehlenvirtuosin zu seyn. Es ist Niemanden unbekannt, wie sehr der Portugiese sowohl als der griechische Barde mit Mangel und Kummer zu kämpfen hatten, und welchen Tadel sich unsere Vorältern durch ihre Gleichgültigkeit gegen jene Genie's bei ihren Enkeln zugezogen, als daß wir uns nicht alle Mühe geben sollten, durch verschwenderische Freigebigkeit gegen jetzt lebende Talente uns bei der Nachwelt in ein besseres Licht zu setzen, als unsere Väter bedacht gewesen sind.

Wie weit sind wir vor den Parisern unter Ludwig XIV. voraus, welche die Vorurtheile der alten Römer hinsichtlich des Schauspielerstandes angenommen hatten, und das Gewerbe eines Histrionen für schimpflich hielten, daher solchen Leuten in Frankreich

sogar ein ehrliches Begräbniß verweigert ward, eine Strenge, welche selbst bei Moliere's Leichenbegängniß nicht gemildert wurde. Ein noch auffallenderes Beispiel des Abscheues gegen Mimen — ein Wort, welches gegenwärtig nur den ausgezeichnetsten Bühnenhelden als ehrenvolles Prädicat beigelegt wird — im alten Rom hat uns Makrobius (II, 7.) aufbewahrt, welcher vom römischen Ritter Decimus Laberius erzählt, daß er über die von Julius Cäsar an ihn ergangene Aufforderung, bei den nach geendigtem Bürgerkriege eingeführten szenischen Spielen einen Wettstreit mit dem berühmten Mimen Syrus einzugehen — welche Einladung sein eigenes Talent in dieser von ihm zu seiner Belustigung oft ausgeübten Kunst ihm verschafft hatte — sich dermaßen beleidigt fand, daß er sich nicht enthalten konnte, weil er die Einladung doch einmal annehmen mußte, zuerst in einem Prologe sich vor dem zahlreich versammelten Volke wegen dieser Handlung zu entschuldigen, und hie und da sogar anzügliche Anspielungen auf den Sieger anzubringen. Obgleich Cäsar ihn mit dem Geschenke eines kostbaren Ringes und 500000 Sestertien aus einem zum Mimen degradirten Ritter wieder in seine vorige Würde einzusetzen glaubte,

wollte der versammelte Ritterstand den Beschimpften dennoch nicht mehr unter sich dulden, und dehnte sich in den ihm angewiesenen vierzehn Bänken so weit aus, daß der Beleidigte seinen Sitz nicht mehr einnehmen konnte.

Giebt es eine treuere Schilderung des Vorurtheils, welches jene Nationen gegen Künstler dieser Gattung beherrschte? Wie sehr aber haben sich die Meinungen und Begriffe der Völker in so kurzer Zeit geändert? Unsere Enthusiasten, weit entfernt, über die Grabnachbarschaft einer Actrice sich entrüstet zu zeigen, halten es im Stillen nicht nur für ein seltenes Glück, wie Romeo im Grabe mit ihrer Schönen vereinigt zu werden, sondern würden sogar ihr väterliches Erbe aufopfern, könnten sie deren Leichnam als eine Reliquie an sich kaufen, um die verstummte Nachtigall, wie man oft mit andern Vögeln thut, als Zierde für ihr Kabinet ausstopfen zu lassen mit — Sonetten, von welchen sie eine nicht geringe Anzahl, die das Lob ihrer Zauberkehle enthalten, aus den Journalen gerissen, als wären es Schmähschriften auf einen Dichter ihrer Parthey, und zu diesem Zwecke aufbewahrt haben. Dies und noch mehr würden sie thun, wenn Unbeständigkeit nicht die erste

und heiligste Pflicht eines Stutzers wäre, dessen Herz, wie Rom in den Zeiten der Republik, jährlich seine Herrscher wechseln muß.

Der römische Cato, wenn er heute aus dem Grabe auferstünde, und in den Kaffeehäusern ein Zeitungsblatt zur Hand nähme, das neben der politischen Tagesgeschichte, welche die Siege eines feindlichen Generals berichtet, auch die einer Sängerin mittheilt, oder mit gleich wichtigem Tone von beiden Staatsübeln anzeigt, daß die Wunden die jener empfangen und diese gegeben, die Städte welche er, und die Herzen welche sie erobert, seine fortwährenden Verwüstungen und ihre anhaltende Heiserkeit die Völker mit Besorgniß erfüllen, oder zu deren großem Jubel die Versicherung giebt, daß glaubwürdigen Nachrichten zufolge, zwischen beiden Krieg führenden Mächten es bereits zu Friedensbedingungen gekommen, wie auch, daß die Theaterdirection zu X. mit der weltberühmten deutschen Sängerin Apollonia einen Contract abgeschlossen, obzwar nur von der Fortdauer der Vortheile beider Partheyen die Einhaltung der Friedens- und Contract-Bedingungen abhängt, der gute Cato, denke ich, würde beim Lesen dieser mehr kriechenden als fliegenden Blätter unfehlbar

einen Seufzer und die bittere Bemerkung nicht unterdrücken können, daß in unserer Zeit, wo eine Silberstimme mit Gold, und goldene Worte mit Eisen belohnt werden, es eine noch tollere Welt gebe, als in seinen Tagen, wo ganz andere Leute als Trillerschlägerinnen sich um die Herrschaft der Welt stritten. Ja hätte er die Regierung Nero's erlebt, der dem Vorurtheile seines Volkes ganz entgegen, darin eine Ehre suchte, auf dem Theater zu singen (Tacit. XIV, 14. 15. und XVI, 4. 5.), so würde der eifrige Republikaner sich nicht haben enthalten können, hinzuzufügen, „daß wir ein verkehrtes Rom vorstellen, wo anstatt den Herrscher als Sänger auf der Bühne zu bewundern, wir eine Sängerin von den Bretern herab uns beherrschen lassen." Und diese Herzenstyrannin, die sich an den brennenden Herzen und Köpfen ihrer Unterthanen eben so sehr ergötzt, als jener politische Tyrann an den brennenden Häusern der seinigen, hat vor diesem noch den wichtigen Vortheil voraus, daß alle Zeitblätter sie zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machen, und auf diese Weise erhöhet die Gefeyerte ihre Reitze durch Druckerschwärze in der That mehr als durch alle Schminke.

Der römische Grillenfänger würde aber mit seinen Glossen bei uns schlecht anfahren, und bei den Politikern, wo er es am wenigsten vermuthete, am schlimmsten, denn diese würden ihn damit widerlegen, daß man dem Volke ein Spielzeug geben müsse, damit es nicht über gewisse, noch wichtigere Dinge ein Geschrey mache. — Das Heer der Componisten und Marchandes de Mode, der Recensenten und Optiker (worunter nicht nur diejenigen verstanden werden, welche den Erstern die kritischen Brillen schleifen, sondern auch die, welche mit Perspectiven und Operngucken Handel treiben,) und endlich auch die Sonettenschreiber und Operndichter würden den alten Murrkopf nicht besser empfangen. Besonders würden die Letztern den Märtyrer der römischen Freiheit um nichts weiter ersuchen, als sich abermals einen Dolch durch den Leib zu bohren, damit sie doch Etwas aus ihm machen könnten, nämlich ein — Opernsujet, und es würde großen Spaß geben, wenn dieser besagte Feind der heitern Kunst Rossini'sche Rouladen herabgurgeln müßte. Allein eben die Mode, welche jenen Mann gewiß nie unter ihren Verehrern hatte, würde den Stoiker von solchem Schimpf dadurch befreyen, daß sie die Nachfolger des Metastasio und

Quinault an die seit den letzten Decennien eingeführte Sitte erinnern möchte, vermöge welcher kein Opernsujet mehr aus der Geschichte alter Völker gewählt werden dürfe.

Da die Musik die Sprache der Götter genannt wird, so ist eine Sängerin mit vollem Rechte als eine Göttin zu betrachten, und hat daher unzählige Anbeter, die in den Tempeln, deren jede auch nur mittelmäßige Stadt, wenigstens Einen zu ihrem Cultus hat, sich feyerlich versammeln, und die theuersten Opfer (Geld, für die Entreebillets) darbringen. Die Priester der Göttin (die Recensenten) lassen auf ihren Altären (den Tageblättern) es nie an Weihrauch fehlen, und die Libationen bestehen in — Sonetten.

Wie die Priester der phrygischen Göttin Cybele dieser zu Ehren, bei ihrem Gottesdienste mit verschiedenen Instrumenten ein höllisches Getöse anstimmten, so läßt sich die Göttin des Gesangs auf eine ähnliche Weise durch die Enthusiasten verehren, die bei dem Erscheinen der Angebeteten durch Zusammenschlagen der Hände ihre Andacht bezeugen, aber am Schlusse der Oper mehr einigen Stämmen amerikanischer Wilden gleichen, indem sie ihre Sonne wie

jene den Mond, sobald ihn ein Wolkenvorhang verborgen, durch Geschrey hervorrufen.

Den Augenblick ihres Wiedererscheinens sucht ein modisches Herrchen eiligst zu benützen, um mit der ernsthaftesten Miene von der Welt durch sein Fernrohr (den Operngucker) sie wie einen Planeten zu beobachten, um aus ihrer Stellung (zum Publikum) und Bewegungen zu erfahren, ob im kommenden Jahre ein anderer Planet an dem Bühnenhorizonte seiner Stadt regieren werde, oder ob die gegenwärtige Sängerin als ein Fixstern an demselben betrachtet werden könne.

Eine Prima Donna ist folglich eine wichtige Person, vielleicht die wichtigste im Staate. Dies schließen wir aus der abgöttischen Verehrung, womit sie aller Orten empfangen wird, und die oftmals gemachte Bemerkung, daß eine, wenn auch nur mittelmäßige Sängerin, größere Einkünfte besitze, als selbst der gesuchteste Advokat in der volkreichsten Residenz, hat noch Niemanden in die geringste Verwunderung gesetzt, denn stehen nicht Nachtigallen höher im Preise als Raben?

Eine Gesangskünstlerin hat daher unstreitig die erste Stimme in der Stadt, die ihr auch oft ei-

nen guten Sitz und einen vortheilhaften Ruf nach der Residenz verschafft, falls sie bisher nur ein Provinzial-Theater zierte. Ein vortheilhafter Ruf ist aber auch weit verdienstlicher als ein guter, denn die Erfahrung lehrt, daß eine Kehlenvirtuosin sich schlecht stand, selbst mit dem besten Rufe, sobald sie ihre Stimme verloren hatte, daher sie mehr auf Erhaltung ihrer guten Stimme als ihres guten Rufes bedacht seyn muß.

Ueber das Lob der ungefiederten Nachtigallen ist das des oben erwähnten Werkes: „Nachtigallenhain," welches die Welt in Erstaunen setzen soll, ganz vergessen worden, obgleich dies der einzige Zweck gegenwärtiger Anzeige war.

Diese Abschweifung von dem Hauptplane kann daher als etwas Außerordentliches in seiner Art betrachtet werden, und dem leselustigen Publikum Grund zu Hoffnungen geben, daß es in dem „singenden Deutschlande" noch durch viele andere eben so seltsame Dinge überrascht werden dürfte.

Da, wie bekannt, Bücher und Menschen ohne einen glänzenden Titel keine freundliche Aufnahme unter den Leuten finden, so hat der Verfasser dieses gemeinnützigen Werkes als ein treuer Vater für die

künftige Existenz seines Kindes gesorgt, und ihm den oben angeführten Namen gegeben, der an Pomp und Länge den spanischen wenig nachgiebt, obgleich nicht zu läugnen ist, daß nur solche Bücher und Personen mit Recht zu schätzen sind, die sich selbst einen Namen erwerben.

Sollte dieses Werk vom Publikum eben so rauschend wie eine Bravour-Arie aufgenommen werden, wird ein ähnliches bald darauf unter dem Titel: „Biographieen der berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen" einen Sprung in die Welt machen. — Die Erfahrung, daß Ballettänzerinnen mit ihren Füßen weit besser fort kommen, als die Mitglieder aller gelehrten Academien mit ihren Köpfen, und die Bemerkung, daß wir Deutsche französische Tänzer, die Franzosen aber keine deutsche Gelehrten besolden, berechtigen zu den Erwartungen, daß auch durch die Herausgabe des Plutarchs berühmter Fußkünstler einem im Publikum längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen werden müßte.

Mein Verleger war mit dieser lobpreisenden Anzeige ungemein zufrieden, welche ihn aber besonders

durch die neue Einkleidung anzusprechen schien, die er für eine gewöhnliche Bücheranzeige viel zu gut finden wollte.

In der Freude seines Herzens überreichte er mir einen ältern Verlagsartikel: „Romanzen, Lieder und Sonette von M—f—" der seiner Versicherung zufolge sich aus einem Krebse in einen Ladenhüter verwandelt hätte, und um sich in klingende Münze umzugestalten, nur auf einen Magus warte, der wie ich, durch die Zauberformel einer Lobrecension, Kauflustige auf die Beine bringen könnte. Er fügte hinzu, daß er mit preisenden Anzeigen, zur Zeit als das Buch durch den Preßbengel die Weihe erhielt, sich gegen sämmtliche Journale Deutschlands ungemein freigebig bewiesen, aber die Kritiken hätten in Form und Styl eine so auffallende Aehnlichkeit gehabt, daß sie sogar mehr schaden als nützen mußten. „Auf Ihnen beruhet meine ganze Hoffnung!" — schloß der Speculationsgeist seine lange Rede — „nur einer sinnreichen neuen Einkleidung bedarf es, wie Sie dies heute so trefflich bewiesen, und die Maculatur wird bald ihren Staub abschütteln, und mir armen Manne wieder geholfen seyn."

Tief bewegt nahm ich aus der Hand des Bit-

tenden das dargebotene Exemplar der M—f—schen Sonette, und verfügte mich, in philosophische Betrachtungen versenkt, nach meiner Wohnung. Ich dachte nämlich im Geiste, wie das launenhafte Geschick oft Könige in demüthiger Stellung von plumpen Bürgern um Schonung ihres nunmehr werthlosen Lebens bitten ließ, wovon die Geschichte aus der alten und neuern Zeit gleich zahlreiche Beispiele aufstellt, aber daß ein Verleger jemals mit einem armen homme de lettres in einem herablassenden Tone gesprochen, davon schweigen bisher noch immer die Annalen der Völker.

Als ich in meiner Wohnung angelangt war, ging ich zuerst daran mit stoischer Geduld, wie es einem Mieth-Recensenten geziemt, das winzige Büchlein zu überlesen. Als ich die herculische Arbeit glücklich vollendet hatte, setzte ich, mit dem lobenswerthen Vorsatze, jede Persönlichkeit zu vermeiden, folgende Recension aufs Papier:

Die Metromanie, eine psychologische Abhandlung.

Call, if you will, bad rhyming a disease.
Pope.

In unsern Tagen, wo es so viele Natur-

sänger (vulgo Jodler) ohne vorhergegangene Schule und Ausbildung giebt, so wie Naturdichter, welche, wie einst Gottlieb Hiller im Fuhrmannskittel mit den (Stall-) Musen conversiren, und statt des Schulstaubs, in ihrer Jugend den Staub der Heerstraße verschluckten; jetzt, wo der Philosophie wie einer Metze begegnet wird, indem schon die untersten Volksklassen sich eines vertrauten Umgangs mit ihr rühmen, und Schuster und Schneider sich ihre Glaubensformeln selbst zuschneiden, in dieser überbildeten Zeit sollte es nur den Aerzten allein verwehrt seyn, so lange sie nicht den Doctorhut erhielten, öffentlich im Bereiche ihres Wirkens aufzutreten, ohne sich das ehrenvolle Prädicat eines Charlatans zuzuziehen?

Warum sollte das Lesepublikum mir ein Recht verweigern, das es jedem Reisenden zugesteht, nämlich Erfahrungen und Bemerkungen niederzuschreiben? Um so lieber sollte diese Begünstigung zugestanden werden, als ich solche gratis ertheile, indeß die Cooks, Niebuhrs und andere ihre Reisespesen durch Pränumerationsgelder auf die herauszugebenden Reisebeschreibungen, die ihre Bemerkungen und

Entdeckungen gesammelt enthalten sollen, einzukassiren pflegen, und so auf Kosten des Staates reisen.

Wir Autoren, die mit dem schönen Geschlechte Neid, Eitelkeit und andere lobenswerthe Eigenschaften gemein haben, gleichen ihm auch darin, daß wir, wie dieses die Promenaden und Assembleen, Conzerte und Theater liebt, um zu sehen und gesehen zu werden, eben so gern Bemerkungen niederschreiben, um — bemerkt zu werden. Und dies unschuldige Vergnügen sollte nur uns mißgönnt seyn?

Die Aufmerksamkeit des Psychologen dürften meine Bemerkungen zumeist in Anspruch nehmen, zu welchen mich der Leidenszustand einer gewissen Gattung von Geisteskranken: „Metromanen" genannt, auffordern mußte, und dies um so mehr, da in civilisirten Staaten die Metromanie am stärksten grassirt.

Vieljährige Beobachtungen lehrten mich, daß diese Krankheit bei den meisten Leuten in dem noch sehr jugendlichen Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren sich einzustellen pflege. Die Symptome derselben wird ein erfahrner Arzt aus dem Kauen an den Nägeln, ferner aus dem Jucken der Finger, wenn der Kranke Schreibmaterialien erblickt, erkennen, da-

her ist rathsam, solche Gegenstände aus der Umgebung des Kranken sorgfältig zu entfernen. Wird diesem Uebel nicht bei Zeiten entgegen gearbeitet, so nimmt es die Gestalt einer chronischen Krankheit an. Viele Individuen wünschen sich, sobald sie merkbar wird, dazu Glück, anstatt sich darüber zu entsetzen, weil sie die blinde poetische Ader für die sehende halten.

Das Versefieber entstehet wie jedes andere Fieber von Ueberladung des Magens und Schwäche desselben durch unverdauliche Nahrungsmittel, was dann zu Erbrechungen geneigt gemacht, theils auch umgekehrt von vielem Fasten und Mangel an nahrhaften Speisen.

Das Leiden des Kranken ist höchst martervoll zu nennen, und das Uebel erreicht eine gefährliche Höhe, wenn nicht bei Zeiten demselben entgegen gewirkt wird. Daher ist es rathsam den Leidenden zwischen seinen vier Pfählen einzukerkern, denn der unbedeutendste Gegenstand setzt seinen Paroxismus in Bewegung, ein Strauch, ein Bach, eine alte Ruine, eine junge Sängerin, ein Gänseblümchen u. s. w. ja er bellt sogar den Mond an, und könnte der reden, und wollte er sich zu uns herablassen, mit uns

ein Zwiegespräch zu führen, wir würden dann erfahren, daß auf ihn noch weit mehr Verse als auf Dlle. Sontag selbst gemacht worden seyen. Daraus kann man sich sein blasses Aussehen erklären, und warum er sich so oft in den Wolken verbirgt.

Die Recensenten, die eigentlichen Aerzte des Metromanen — dessen Leiden hier besprochen werden, und der beim Erscheinen jener Männer Patient im buchstäblichen Sinne des Wortes wird — sind ihren übrigen Zunftgenossen auch darin ähnlich, daß bei ihrem Verfahren entweder das Uebel, oder was noch häufiger der Fall ist, der Kranke unterliegt. Die Kritici befühlen ihm den Puls, und erkennen aus seinen lyrischen Ergüssen, wie bei andern Krankheiten die Aerzte aus dem Harnabsatze den Grad der Krankheit, und urtheilen und — verschreiben, und — tödten.

Sie sind wie ihre andern Amtsbrüder: Vorarbeiter der Zeit, oder richtiger: ihre Helfershelfer. Diese Klasse von Aerzten liebt es ungemein, bei dem Patienten heroische Mittel anzuwenden. Diese sind aber meines Erachtens nicht so sehr zu empfehlen, als einfache Hausmittel, nämlich dem Leidenden, wenn ihn der furor poeticus

ergreift, wie jedem Phantasirenden die Hände zu binden, ihn sorgfältig zu bewachen, keine Schreibmaterialien im Zimmer zu halten, alle Schriften, welche auf die Einbildungskraft wirken, mit der Strenge eines Censors zu entfernen, und nur wie dieser Koch-, Gebet- und Rechenbücher aus der Proscriptionsliste zu streichen. Zeigt sich Besserung, dürfte man dem Kranken wieder Bewegung in der freien Luft erlauben, doch ihm keine andere Beschäftigung gestatten, als jene, die er, wie Thomson, Delille und noch mehrere Dichter an Andern so sehr lobt, nämlich hinter dem Pfluge herzugehen, und statt der Schnitterlieder den Schnitter selbst zu machen. — Der Dienst der Ceres, die ihre Verehrer nie leeres Stroh dreschen läßt, ist daher weit eher anzupreisen, als der des Apollo, dessen Strahlen nur auf den Scheitel des Armen stechen, und sein Gehirn austrocknen, ohne daß der Gott mit einem erquickenden Lorbeerschatten für ihn bedacht ist.

Diese Kur hat für die Herren Versifexe freilich ihr Unangenehmes, aber wir Aerzte halten uns an die alte Regel: „Contraria contrariis curentur.“

Noch können wir uns ferner der Bemerkung

nicht enthalten, daß die Metromanie, gleich einer gewissen Krankheit, die den Namen eines gebildeten Volkes trägt, zuerst bei den vornehmen Ständen allein zu finden war, jetzt aber auch die untersten Volksklassen heimsucht.

Da ich lange Abhandlungen über keinen Gegenstand sonderlich liebe, so verweise ich diejenigen, die eine ausführliche Belehrung über den eigentlichen Charakter dieses Uebels wünschen, auf den Artikel: Genie-Krankheiten.

Siebentes Kapitel.

Abreise nach Prag. — Ankunft daselbst. — Die böhmische Oper. — Die Promenade auf dem Walle.

Eines Tages entsann ich mich, daß meine Reise auf die Oberwelt eine weit ernstere Tendenz gehabt, als das ohnehin starke Schriftsteller-Corps in meiner Person um ein Individuum zu vermehren. Ich bedachte, daß ich schon lange vor der Wiedereröffnung des Theaters an der Wien den Entschluß gefaßt hatte, falls das für das Höllentheater noch immer fehlende Subject auch da nicht aufgefunden werden sollte, meinen Wanderstab zu ergreifen, und eine andere große Stadt zu besuchen. Welche konnte ich jetzt wählen als Prag? Denn nicht nur, daß durch diese sich die Straße nach Norddeutschland zieht, wohin meine Reiseroute führte, sondern auch die rei-

zende Schilderung, welche mein Freund in seinen Briefen mir von dieser Stadt entworfen hatte, mußte jetzt meine Aufmerksamkeit auf sie lenken. Auch hatte Wallner mich an mehrere seiner daselbst lebenden Bekannten empfohlen, bei welchen ich auf meiner etwaigen Durchreise mich verweilen sollte.

Ich bestellte demnach einen Sitz auf der am nächsten Tage abgehenden Eilpost. Meine Reisegesellschafter waren diesmal drei Männer, alle mittlern Alters, und dem Inhalte ihrer Gespräche zufolge Kaufleute, denn in wenigen Stunden vermochte ich, obgleich ein nur unaufmerksamer Zuhörer, dennoch genau den gegenwärtigen Preis des Indigo und die Ursache seiner plötzlichen Theuerung, anzugeben, als auch, welche Kattunmuster jetzt die gangbarsten und gesuchtesten wären.

Hätte der Verfasser des Tristram Shandy sich ebenfalls in dieser Gesellschaft befunden, er würde gewiß den Tummler eines andern Steckenpferdes, als den Corporal Trim mit seinem ewigen Wiederkauen der Belagerung Namurs in seinem Meisterwerke den Lesern vorgeführt haben, denn das gewöhnliche Lieblings-Thema der invaliden Martissöhne, von den Feldzügen, denen sie einst beigewohnt, zu erzählen, ist für den Zuhö-

rer, da mit einem Kriege oft die wichtigsten Weltereignisse verkettet sind, bei weitem kein so unbedeutender und daher gleichgültiger Stoff, als welcher nur auf das Interesse einiger Krämerseelen seinen Einfluß bewähren mag.

Am Abende des andern Tages erblickten wir schon die Thürme Prags, deren Kuppeln sich in der untergehenden Sonne spiegelten, die aus einem zerrissenen Wolkenschleyer noch einmal ihre schon matten Strahlen herabschoß. — Bald befanden wir uns auch innerhalb der Mauern der ehrwürdigen Böhmen-Hauptstadt.

Am folgenden Morgen hatte einer der Freunde Wallners von meiner Ankunft bereits Kunde erhalten, und sich eiligst in den Gasthof verfügt, in welchem ich eine chambre garnie gemiethet hatte. Dieser Mann war in frühern Jahren Offizier in kaiserlich österreichischen Diensten gewesen, lebte aber seit einiger Zeit von einer mäßigen Pension, wovon er, da er eine Junggesellenwirthschaft führte, leicht seine kleinen Bedürfnisse bestreiten konnte. Eine mit jovialer Laune gemischte altdeutsche Biederkeit bildete die Grundzüge seines Charakters. — Ein anhaltendes Regenwetter hatte ihn verhindert, schon am er-

sten Tage unserer Bekanntschaft bei mir das Amt eines Cicerone in dieser Stadt zu übernehmen. Am folgenden Tage, auf welchen ein in diesem Lande gefeiertes Kirchenfest ausfiel, überredete mich der Martissohn mit ihm das Theater zu besuchen, worin wie immer an Sonn- und Feiertagen, in den Nachmittagsstunden vor der zur Aufführung deutscher Stücke bestimmten Zeit, böhmische Schauspiele und Opern abwechselnd gegeben werden. Ich ließ mich leicht bewegen dem Wunsche meines Führers nachzukommen, da heute „Don Juan" in böhmischer Sprache gegeben werden sollte.

Ich erfuhr sodann, daß nicht nur diese Oper von dem unsterblichen Tondichter für die hiesige Bühne geschrieben worden sey, sondern auch daß mehrere andere seiner Meisterwerke die Prager Musikfreunde zuerst entzückt hatten, bevor ihr Ruf sich in alle Weltgegenden verbreitete. Mein Gesellschafter belehrte mich ferner, da ß außer Mozart noch andere gefeierte Komponisten, deren Reihe Carl Maria von Weber beschloß, als Dirigenten des Orchesters sich mannigfache Verdienste um die hiesige Oper erworben hätten. Auch dem gegenwärtigen Kapellmeister Herrn Triebensee haben die Kunstfreunde des ganzen gebil-

deten Europa die Ausbildung mehrerer eminenten Talente zu danken, wovon ich Ihnen bloß die Demoisellen Sontag und Kainz, welche Letztere zu Florenz lebt, und Mad. Franchetti-Walzel als dessen Schülerinnen nenne. Was unser Orchester anbelangt, so ist wohl jede Anpreisung überflüßig, sobald Sie erfahren, daß das Personale desselben theils aus Professoren des hiesigen Conservatoriums der Musik, theils aus frühern Zöglingen dieser jetzt vom verdienstvollen Dyonys Weber geleiteten Lehranstalt besteht, welche fast alle Orchester Deutschlands mit einigen ihrer Schüler besetzt. Nachdem er mir unter den berühmtesten Tonkünstlern, die aus Prag in der neuesten Zeit hervorgegangen, Moscheles, Tomaschek, Kalliwoda, Würfel, Gyrowetz, Wolfram und noch viele Andere genannt, folgte das noch weit stärkere Namenregister der berühmtesten Schauspiel- und Gesangskünstler beiderlei Geschlechts, welche, nachdem sie hier ihre erste oder spätere Ausbildung erhalten, Zierden der ersten Hofbühnen Deutschlands geworden sind, als die Damen Grünbaum, Löwe, Schröder, Pistor und die Herren Eßlair, Löwe, Seidelmann, Schmelka, Wilhelmi, Siebert u. a. m. Selbst bei dem gegenwärtigen Zustande ist dieses Thea-

ter noch glänzend genug, daß es mancher Hofbühne, welcher weit mehr Mittel zu Gebote stehen, unbedingt vorgezogen werden darf; und noch immer werden fast jährlich mehrere der hiesigen Mitglieder für die Wiener Hofbühnen gewonnen, um dort nicht selten die ersten Plätze einzunehmen."

Indeß hatte die Ouverture bereits ihren Anfang genommen, wodurch dem patriotischen Schwätzer tiefes Schweigen auferlegt wurde, welches selbst im Zwischenacte zu unterbrechen, ihm durch mich erschwert wurde, denn jetzt hielt ich es für Pflicht, ihm meine Zufriedenheit mit der Darstellung im Allgemeinen zu erkennen zu geben, wobei ich Herrn Podhorsky (Don Juan) und dessen Frau (Anna) nebst Dlle. Knize (Zerline) eines besondern Lobes werth hielt. Auch wunderte ich mich höchlich, daß eine Sprache slawischen Ursprungs, die aus so vielen Mitlautern zusammengesetzt ist, sich nicht nur zum Gesange ziemlich eigne, sondern in dieser Beziehung der deutschen Sprache noch weit vorzuziehen sey. Mein Gesellschafter versicherte mich, daß Mehrere diese Bemerkung vor mir gemacht hätten, daher auch die böhmische Oper hier mehr als das Schauspiel unterstützt werde, weil in der erstern auch das

der böhmischen Sprache unkundige Publikum sich zahlreich einzufinden pflege, und es dadurch der Direction möglich gemacht worden sey, in kurzer Zeit ein ziemlich starkes Opernrepertoir zusammen zu stellen, das meist aus böhmischen Uebertragungen deutscher Operntexte besteht.'' Jetzt wurde das Gespräch durch das Aufrollen des Vorhangs abermals unterbrochen.

Am Schlusse forderte mich der Cicerone auf, weil es noch hell am Tage sey, mit ihm einen Spaziergang auf den Wällen der Stadt zu machen. Indeß wir den Roßmarkt heranschritten, (welcher wegen seiner außerordentlichen Länge und Breite, und der zu beiden Seiten fortlaufenden stattlichen Häuserreihen zu den schönsten Straßen dieser Stadt gezählt, und mit Recht der Prager Corso genannt wird), lieferte das Theater noch manchen Stoff zu Gesprächen.

Die Suada meines Führers hatte mir bisher nicht Zeit gelassen, nach dem böhmischen Uebersetzer des ,,Don Juan'' zu fragen, und so holte ich das Versäumte nach, worauf mir der Theaterdirector Herr Stiepanek genannt wurde, welcher sich zugleich bedeutende Verdienste um die böhmische Literatur er-

worben hat, in welcher er als der fruchtbarste und zugleich vorzüglichste dramatische Dichter den ersten Rang einnimmt. Der Kaiser hat auch das rühmliche Wirken dieses Literators durch Ertheilung der goldenen Verdienst-Medaille auf eine würdige Weise belohnt. Die sämmtlichen dramatischen Werke des Herrn Stiepanek, welche meist aus Originalien bestehen, sind bereits in zwölf Bänden gesammelt erschienen, und können als eine schätzbare Bereicherung des dramatischen Theils der böhmischen Literatur betrachtet werden.

Unter ähnlichen Gesprächen waren wir an das Ziel unseres Weges gelangt. Ich ward durch die herrliche Aussicht, welche sich hier darbot, angenehm überrascht, denn während rechts das Auge in ein wahrhaftes Panorama zu blicken scheint, in welchem die langzeiligen symmetrisch gebaueten Straßen mit dem bunten Gewühle der Karossen und Fußgänger wechselseitig die Aufmerksamkeit beschäftigen, sieht man zur Linken die reiche Landschaft mit ihren zahllosen Baumgruppen, Landhäusern, öffentlichen und Privatgärten, vor dem erstaunten Blicke ausgebreitet, indeß man selbst in den anmuthigsten Alleen einherwandelt. Die noch jungen Bäumchen, aus wel-

chen der größte Theil derselben besteht, veranlaßten mich, meinen Begleiter zu fragen, ob diese Promenade etwa zu den jüngst errichteten gehöre? „Allenfalls!“ — versetzte er — „es ist kaum ein Jahr, seitdem den Pragern der Genuß zu Theil wird, in der Nähe der Stadt einen der herrlichsten Spazierplätze zu besitzen, denn noch vor Kurzem erblickte man hier nur eine Reihe unförmlicher Hügel und Grasplätze, wo jetzt die ganze elegante Welt sich jeden Abend zu versammeln pflegt.“

„Wer war der menschenfreundliche Unternehmer eines so gemeinnützigen Werkes?“ — fragte ich wieder.

„Der gegenwärtige Oberstburggraf von Böhmen, Graf Karl von Chotek,“ — erwiederte mein Begleiter — „der nicht nur in dieser Hinsicht für die Verschönerung unserer Stadt Bedeutendes geleistet, sondern auch bereits den Plan zu einer Kettenbrücke über die Moldau am untern Ende der Stadt entworfen hat. Der Bau dieser Brücke ist mittelst Actien eingeleitet worden, und wird demnach hoffentlich bald zu Stande kommen. Aber nicht nur für die Verschönerung der Hauptstadt hat der jetzige Landeschef viel gethan, sondern wir verdanken ihm auch eine

zweckmäßige Verbesserung der Armenanstalten, und vieler andern wohlthätigen Einrichtungen."

Die einbrechende Nacht ermahnte uns in die Stadt zurückzukehren. Als wir vor meinem Gasthofe, am herrlich erleuchteten Graben (der schönsten Straße der Neustadt), angelangt waren, nahm mein Cicerone für diesen Tag von mir mit der Frage Abschied, ob ich wohl am nächsten Abende mit ihm das deutsche Schauspiel besuchen wolle?

„Was ist auf morgen angekündigt?" — entgegnete ich.

„Drei Tage aus dem Leben eines Spielers!" versetzte er, und empfahl sich.

Schlußwort des Herausgebers.

Einen ziemlichen Theil meines im Kaffeehause mit dem Teufel geführten Gespräches hielt ich aus einem triftigen Grunde für gut, zu einer Abschiedsrede an Dich, lieber Leser! aufzusparen. So erfuhr ich unter anderm von ihm, daß er auf seinen Reisen die Bemerkungen und Erlebnisse des Tages nur um die Mitternachtsstunde in sein Tagebuch, das er mir überreicht hatte, aufzuzeichnen pflegte, und zwar, weil um diese Zeit er sich am aufgeregtesten fühle, und (wie er scherzhaft hinzufügte), die Mitternachtsstunde auch die Geisterstunde heiße, in welcher den Poeten zufolge, nicht nur die Geister aus den Gräbern, sondern auch aus den — Dintenfäßern steigen, welche aber freilich mit dem ersten Hahnen-

und Recensenten-Krähen wieder verschwinden. Die Opernsäle sind um diese Zeit bereits geschlossen, und der gemiethete Theater-Referent arbeitet so eben den Panegyricus der jungen Sängerin aus, die diesen Abend einem Heere von Enthusiasten zum Erstenmale als ein Stern am theatralischen Horizonte aufging, und daher mit eben so vielen Sonetten, als einst der Abendstern, in der Folge regalirt werden wird, welche ihren Reitzen die Entstehung verdanken dürften, obgleich umgekehrt, die Göttin der Schönheit aus den Fluten emporkam.

Die Nacht bedeckt mit ihrem braunen Schleyer nicht nur die Erde, sondern auch die Augen des Recensenten, damit er die wenigen Fehler, welche er durch die Kartenwand des Freibillets dennoch an ihr bemerkte, mindestens jetzt übersehe, und da er sie für eine übernatürliche Erscheinung hält, so kann er sich des Ausrufs nicht erwehren: „Alle guten Geister loben Dich!“ in welchen seine schlafenden Hausgenossen zitternd einstimmen, da sie, seine Stimme vernehmend, vom Teufel träumen.

Es giebt aber nicht bloß gute Dämonen und Recensenten, sondern auch böse, jene nämlich, welche nicht über die Stimme einer jungen Sängerin

ihre Stimme geben, sondern über einen jungen Sänger auf dem Parnaß.

Wenn nicht das Publikum Leben an ihm (oder seinen Schöpfungen, was eben so viel ist,) bemerkt, hält er ihn gern für todt, und geht an ihm vorbei; merkt er aber Bewegungen, dann schnaubt er, und droht dem Armen den Tod, denn Kritiker und Löwen können nichts Lebendes vor sich sehen, ohne ihrer stachligen Zunge einen Fraß zuzubereiten. Nur Feuer treibt beide in die Flucht, und gern halte ich die jetzt laut gellende Stimme eines Nachtwächters für die eines Kunstrichters, der vor Feuer warnt, und anzeigt, wie tief es schon in der Nacht (unserer Literatur) sey.

Ein solcher, der seines Handwerks kundig ist, weiß aus der Erfahrung und aus Mendelsohns Briefen über die Empfindungen, daß die Vernichtung der Schönheit durch die Zergliederung derselben bewirkt werde. Er ist daher immer bereit, die Schönheiten eines Buches zu analysiren. — Den Beweis von der Behauptung jenes Philosophen liefert in demselben Hause, wo der gefürchtete Zergliederer zur Miethe wohnt, eine Dame, die so eben aus der Oper nach Hause gefahren, und deren Reitze auf gleiche Weise

jetzt unter den geschäftigen Händen ihrer Kammerzofe verschwinden, denn das rechte Auge und zween Vorderzähne liegen bereits auf dem Nachttische, und die dienstbare Iris hat nur noch ihrer Gebieterin den cûl de Paris abzulösen, so steht die verwandelte Melusine in einer neuen Ausgabe vor ihren Blicken, welche Ludwig Tieck selbst nicht vermuthet hätte.

So wie dem lateinischen Sprichworte zufolge die Morgenstunde den poetischen Beschäftigungen am günstigsten ist, so dürfte die Mitternachtstunde den kritischen gewidmet seyn, denn sind Recensenten nicht eben so gut, als die Eulen Lieblingsthiere der Minerva? Haben sie nicht mit diesen Nachtvögeln auch dies gemein, daß sie das Tageslicht scheuen, und nur anonym oder pseudonym sich ins Freie wagen, von allen Singvögeln gescheuet und gefürchtet werden, und ihr Ruf, wie jener der Eulen nach dem Volksglauben, für den Todtenruf (eines neuen Werkes) gehalten wird?

Aus oben erwähntem Sprichworte leuchtet auch die Ursache hervor, warum dichterische Arbeiten zur Nachtzeit schlecht gelingen, wie Hoffmann's „Nachtstücke," bekanntlich sein schwächstes Pro-

duct, hinlänglich bezeugen. „Die Nacht ist Niemands Freund!“ pflegt man oft sprichwörtlich zu sagen, und dies giebt die Warnung, daß Niemand zur Nacht, wenn das wilde Heer in den kritischen Wäldern auf die Sylbenjagd auszieht, seinen Weg durch den Musenhain nehme. Als den kräftigsten Beweis von der Gültigkeit dieser Behauptung, überreiche ich Ihnen mein Tagebuch.“

Dies waren eigentlich die letzten Worte des räthselhaften Gastes, welche Du lieber Leser! Seite 23 dieses Werkes nach Belieben einschalten kannst, wofern es Dir um nichts so sehr zu thun ist, als den folgerechten Fortgang und Schluß meiner Unterredung mit jenem Kaffeehausgaste zu wissen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druckfehler.

Seite 12	Zeile	8	v. u.	st.	infarnalischen	lies	infernalischen
— —	:	6	v. u.	st.	dem	l.	den
— 16	:	8	v. o.	st.	onst	l.	sonst
— 17	:	10	v. u.	st.	Diabole	l.	Diavolo
— 22	:	9	v. u.	st.	Danville	l.	Dalville
— 42	:	7	v. o.	st.	daß	l.	das
— —	:	10	v. o.	st.	daß	l.	das
— 84	:	8	v. o.	st.	den	l.	die
— 96	:	10	v. u.	st.	....	l.	Urin
— 129	:	12	v. o.	st.	mir	l.	mich
— 144	:	8	v. o.	st.	der	l.	Der
— 152	:	9	v. o.	st.	einen	l.	einem
— 183	:	3	v. o.	st.	ein	l.	einen
— 193	:	6	v. u.	st.	jenen	l.	jenem
— 217	:	8	v. o.	st.	machen	l.	macht
— 220	:	1	v. o.	st.	Blättern	l.	Blätter

volt.

97

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohn, Joseph Seligmann,

Zeriel's des infernalischen Schauspieldirectors Reise auf die Oberwelt

Leipzig 1830

P.o.germ. 1741 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124166-2